

Hadamarer Anzeiger

(Lokalblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

Nr. 44.

Samstag den 1. November 1914.

16. Jahrgang.

Der „Hadamarer Anzeiger“ erscheint Sonntags in Verbindung mit einer 8seitigen Sonntagsbeilage und kostet pro Monat für Stadtabonnenten 30 Pfennige, incl. Postgebühren. Volontären vierteljährlich 1 Mark, excl. Postaufschlag. Man abonniert bei der Expedition, auswärts bei den Landbriefträgern oder bei der zunächst gelegenen Postanstalt. Inserate die 4gehalt. -Barmond - Seite 12 Bsp. bei Wiederholung entsprechenden Rabatt.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

Bürgermeisteramt.

An die Gemeindevorstände im Kreise!

Durch den Krieg ist das deutsche Volk fast ausschließlich auf die Ernährung angewiesen, die aus dem eigenen Lande herkommt. Mit Rücksicht hierauf ersuche ich die Gemeindebehörden durchgreifend darauf hinzuwirken, daß die ordnungsmäßige **Verbstellung** keines Ackers im Kreise unterbleiben wird. Namentlich erwarte ich bestimmt, daß die Gemeindebehörden im **va-terländischen Interesse** mit dazu beitragen, daß die Ackerbestellung auch in denjenigen landwirtschaftlichen Betrieben nicht unterbleibt, in denen die männlichen Mitglieder zur Fahne einberufen sind. Es ist die **Pflicht** eines jeden vaterländisch gesinnten **Kriegseingeseffenen**, an seinem Teile daran mitzuhelfen, daß die durch **Einberufung** von Mannschaften entstehenden **Kräfteausfälle** in wirtschaftlicher Beziehung soweit nur irgendmöglich, durch **freundnachbarliche Hilfe** ersetzt werden.

Limburg den 19. Oktober 1914.

Der Landrat:
Büchting.

Wird veröffentlicht.

Hadamar, 21. Oktober 1914.

Der Bürgermeister
Dr. Decher.

Als Spenden für Ostpreußen gingen bei der Stadtkasse ein:

Von Ungenannt	M	200.—
„ Ungenannt	„	5.—

Den gütigen Gebern herzlichsten Dank.
Weitere Gaben werden zu jeder Zeit gerne entgegengenommen.

Reichwein, Stadtrechner.

Die schöne Aruscha.

Roman von D. Elster.

Bernhard erhob sich. „Es ist schon spät am Nachmittag“, sagte er, „und der Weg zum indischen Friedhof ist weit.“

„Geh nur, Du Glücklicher“, lachte der Hauptmann. „Aber sei vorsichtig und nimm zur größeren Sicherheit einen Revolver mit. Wenn Du von Bana Said nichts zu fürchten hast, so treibt sich doch allerhand Gefindel außerhalb der Mauern der Stadt umher, dem nicht zu trauen ist.“

„Ich werde Deinen Rat befolgen.“

Die Freunde schüttelten sich die Hand und Bernhard trat in das Hotel, um sich zu dem Gang nach dem Friedhof fertig zu machen.

Um zu dem indischen Friedhof zu gelangen, mußte Bernhard fast die ganze Stadt durchqueren. Der Friedhof umgeben von einer alten Mauer, angefüllt mit verwitternden Grabsteinen und hohen, dunklen Cypressen und Palmen, liegt auf einer Erhöhung, deren Fuß das Meer in eintröstlichem Rauschen und Brausen bespült.

Von dem Eingang des Friedhofes aus genießt man einen weiten Blick auf den unermesslichen Ocean, der hier nicht, wie an der Hafenseite der Stadt, durch zahlreiche Schiffe belebt wird, sondern in großartiger Einsamkeit seine graublau-

Der Weltkrieg.

Türkische Kriegserklärung an Rußland.

Türkische Kreuzer bombardieren russische Hafenstädte.

(Nichtamtlich) WTB. Petersburg, 30. Okt.

Die Petersburger Telegraphenagentur meldet: Ein türkischer Kreuzer beschloß gestern die russische Stadt Feodosia, beschädigte die Kathedrale, die griechische Kirche, die Speicher am Hafen u. die Mole. Ein Soldat wurde getötet. In Noworossisk kam der türkische Kreuzer „Hamidie“ an und forderte die Stadt auf sich zu ergeben und das Staatseigentum auszuliefern.

Die Türkei erklärt Rußland den Krieg und hat durch Beschleßung zweier russischer Häfen den Kriegszustand sogleich eröffnet.

Berlin, 30. Oktober.

Nach einer amtlichen Meldung aus Konstantinopel habe einige russische Torpedoboote versucht, die Ausfahrt der türkischen Flotte im schwarzen Meer zu verhindern. Die türkischen Schiffe eröffneten das Feuer und brennten 2 Boote zum Sinken.

Großes Hauptquartier 30. 15.

Unsere Angriffe südlich Nieuport wurden erfolgreich fortgesetzt, 8 Maschinengewehre erbeutet und 200 Engländer gefangen genommen.

Im Argonne-walde nahmen unsere Truppen mehrere Blockhäuser und Stützpunkte.

Nordwestlich Verdun griffen die Franzosen erfolglos an.

Ein russisches Torpedoboot vernichtet.

Fortgesetzt erleiden die Flotten der uns feindlichen Mächte Verluste, die zwar keineswegs entscheidend sein können, aber doch eine, namentlich moralisch, erhebliche Schwächung unserer Feinde bedeuten.

Nach einer in Petersburg veröffentlichten Ver-

lustliste wird die Besatzung eines russischen Torpedobootes vermißt. Unter den Vermißten befinden sich sechs Offiziere. Das Boot sei sicher gesunken. Die Erzählungen von drei Gerechteten lassen auf die Vernichtung durch eine Mine schließen.

Kronprinz Rupprecht an seine Soldaten.

WTB. München, 28. Okt.

Die „Münchener Augsburger Abendztg.“ meldet:

Kronprinz Rupprecht von Bayern hat folgenden Armeebefehl an seine Soldaten gerichtet!

Soldaten der sechsten Armee! Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, Truppen jenes Volkes, dessen Reider seit Jahren an der Arbeit waren, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen, ungeheuren Krieg vor allem zu verdanken. Drum wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung für die feindliche Hinterlist und für so viele schwere Opfer. Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen, zeigt ihnen das deutsche Siebe von ganz besonderer Art sind! Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht. Drauf!

Rupprecht, Kronprinz von Bayern.

Das deutsche Belgien.

Brüssel, 28. Okt. Ctr. Bln.

Die deutsche Regierung für Belgien hat mit der Wiedereinführung der „alten deutschen Ortsbezeichnungen an Stelle der bisherigen Ortsnamen“ begonnen. Die bisherige Stadt Anvers heißt in den amtlichen deutschen Bekanntmachungen Antwerpen, Brüssel wird Brüssel und Namur wieder Namen. Es sollen allgemein die Ortsnamen wieder in Geltung kommen, die die belgischen Städte Jahrhunderte lang trugen, bevor sie dem deutschen Reich verloren gingen.

en Wellen in ununterbrochener Einsamkeit und doch in ewigem Wechsel gegen das schroff ansteigende Gestade wälzt.

Innerhalb des Friedhofes, gleich neben dem mit maurischen Ornamenten geschmückten Tor, erhebt sich eine halbzerfallene Moschee, durch deren leere Fensterhöhlen der Wind saust und deren Inneres als Leichenhalle zu dienen scheint. Hohe, düstere Bäume, Cypressen, Palmen und Platanen umschatten die alte Moschee und verleihen diesem Teile des Friedhofes ein eigenes, trübes, melancholisches Gepräge.

Lange vor Sonnenuntergang ging Bernhard bereits vor dem Eingang des Friedhofes auf u. ab und schaute unruhig auf den unendlichen Ocean, der in seiner Ruhe und Erhabenheit im Gegensatz zu seinem eigenen heftig bewegten Herzen stand. Rasch näherte sich die Sonne dem fernen Horizonte, das Meer und das Gestade der Insel mit leuchtenden, bunten, seltsam tiefen Farben überschüttend. In feuriger Blut flammte der Himmel auf um nach und nach in liebliches Rosa und dann in ein dunkelglühendes Purpur überzugehen. Wie flüssiges, grünes Gold erglänzte das Meer auf hoher See, während es je näher dem Ufer, desto tiefere Farben annahm und vom hellsten Smaragdgrün bis zum dunkelsten Indigoblau erschwamm. Goldige Reflexe spielten gleich Irrlichter zwischen diesen dunklen Farben, deren Widerschein Himmel und Erde verklärte.

Doch nur kurze Zeit währte das berauschende Spiel der Farben. Rasch tauchte der rotglühende Sonnenball in die schimmernde Flut

des Meeres und die herrlichen stumpften sich ab erloschen nach wenigen Minuten, zitterten in einzelnen Strahlen noch am tiefblauen Himmels gewölbe nach, flogen gleich dem Ausfluchen eines Bliges über die dunkler und dunkler werdenden Fluten, bis nach wenigen Minuten der Dämmerung der Schleier der Nacht Meer und Land umhüllten.

Ergriffen von dem prächtigen Schauspiel, stand Bernhard da und schaute in Sehnsucht versunken den letzten Strahlen des Lichtes nach, die lang und schwächern gleichsam über den dunklen Himmel huschten. Ein leichtes Geräusch hinter ihm erweckte ihn aus seiner Träumerei. Rasch wandte er sich um und erblickte zwei Frauengestalten, welche aus dem Schatten der Bäume auf den lichteren Platz neben dem Torweg traten. Trotz der Umhüllung erkannte Bernhard Aruscha und ihre Dienerin Ugalla. Er eilte mit einem Freudenruf auf die Tochter Bana Said's zu, die ihm beide Hände entgegenstreckte.

Er ergriff ihre Hände und preßte sie leidenschaftlich an die Lippen.

„Aruscha, meine teure, liebe Aruscha!“ flüsterte er.

„Mein lieber Freund“, entgegnete sie mit bewegter Stimme, „wie freue ich mich Sie wiederzusehen.“

Sie schlug den Schleier zurück und blinzte ihn mit ihren großen, dunklen Augen, in denen die Tränen der Freude und des Wiedersehens glänzten, zärtlich an. Bernhard hielt sie nicht länger zurück. Mit sanfter Gewalt zog er die Geliebte in die Arme und küßte ihre blühenden,

Belgisches Geis.

WTB. Brüssel, 28. Okt.

Die vorübergehend starke Nachfrage nach belgischen Zahlungsmitteln und die hierdurch bedingte starke Kurssteigerung der belgischen Franknoten gab der deutschen Regierung in Brüssel Veranlassung, Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, ausgleichend auf die Preisbildung zu wirken. Das deutsche Generalgouvernement für Belgien wird aus seinen Eingängen und Beständen bis auf weiteres dem deutschen Markte größere Beträge belgischer Franknoten zur Verfügung stellen. Den börsenmäßigen Verkauf der Noten besorgt die Reichsbank in Berlin. Die Noten werden von der Reichsbankstelle Aachen, in der sie deponiert sind, geliefert.

Der Gouverneur von Antwerpen.

Kristiania, 29. Okt. (Ctr. Bln.)

Aus London wird unterm 27. Okt. gemeldet: Senator Strandes von Hamburg hat jetzt seine Tätigkeit als Zivilgouverneur von Antwerpen aufgegeben. In einer Besprechung mit dem Bürgermeister de Vos und den Zivilbehörden sprach er die Hoffnung aus, daß der Handel in kurzer Zeit wieder im Gange sein und die Bevölkerung wieder zurückkehren würde. Die Flüchtlinge kehren in der Tat in großer Zahl zurück und das Leben in Antwerpen beginnt insoweit wieder normale Formen anzunehmen.

Die Deutschen Minen.

Rotterdam, 29. Okt. (Ctr. Bln.)

Die Tatsache, daß auch an der Nordküste Irlands ein Dampfer der Commerce-Line auf eine deutsche Mine gestoßen und untergegangen ist, hat in England starken Eindruck gemacht. Bisher wurden jene Gewässer als vollkommen sicher und als außer dem Aktionsradius der deutschen Unterseeboote liegend betrachtet.

Ueber den Iser Kanal.

Hannover, 28. Okt. (Ctr. Bln.)

Der Korrespondent des „Hannoverschen Couriers“ meldet aus dem Haag:

Nach den letzten Nachtgefechten haben die deutschen Truppen nicht nur bei Dirmunden, sondern auch weiter südlich in der Richtung Warneton und Armentieres den Iserkanal überschritten. Bei Dirmunden sollen bereits mehr als 20 000 Mann besetzte Stellungen am linken Ufer des Iserkanal eingenommen haben.

Brustschilde für die französische Infanterie.

Paris, 29. Okt. (Ctr. Bln.)

„Figaro“ meldet, daß die französische Infanterie mit Brustschildern ausgerüstet worden ist von denen bisher 10 000 Stück geliefert worden seien. Das Modell sei ähnlich dem russischen Kugelschild, der vor fünf Jahren in Petersburg erprobt, aber abgelehnt worden war.

Der Schaden in Reims.

Flüchtlinge aus Reims erzählten in Epervain, wie der dortige „Times“ Korrespondent meldet,

daß der Schaden Reims erschreckend sei. Von den Gebäuden wurden 600 bis 700 durch Granaten getötet und eine große Anzahl verwundet. In der Stadt wurden 300 Häuser durch Geschosse vollständig zerstört, rund 150 brannten bis zum Boden ab.

Rotterdam, 29. Okt. (Ctr. Bln.)

Der Marsch der Deutschen über den Iserkanal dauert seit vier Tagen fort. Ronsbrugge soll von den deutschen Vortruppen besetzt sein.

Der Glaube an den Deutschen Sieg.

WTB. Kopenhagen, 27. Oktober.

Der Mitarbeiter des „Efterbladet“ betont gegenüber der Aussprache Björn Björnsens über seine Berichterstattung deren Unabhängigkeit und erklärte, er verheißt darin auch nicht, was ihm an den Deutschen nicht gefalle. Was ihm aber Bewunderung abzwinge, sei der frohe Glaube an den Sieg, der das deutsche Volk besitze und zu einer Einheit mache. Es sei seine innerste, tiefste Überzeugung, daß das Volk den Krieg nicht gewollt habe, aber als er kam, stand es einig da. Diese allgemeine Begeisterung verspreche Gutes für die Zukunft. Nach dem Kriege werde das deutsche Volk hervortreten vor dem Heer von Dijonnetten hinter denen es bisher verborgen war. Er glaube bestimmt, daß Deutschland gegen Ost und West erfolgreich sein werde. Die Deutschen, die Antwerpen in 12 Tagen nahmen, werden auch Paris nehmen und England zu Boden werfen. Die Ruhe und das Selbstvertrauen der Deutschen sei die eine Hälfte ihrer Stärke, die andere bestehe darin, daß sie für eine Idee kämpften. Auch Frankreich kämpfe für sein Land, wie Deutschland für seine Unabhängigkeit; aber entbehre nicht der Kampf der Russen jeden ethischen Momentes? Das Bündnis zwischen Frankreich und England sei ungesund. Die Franzosen seien früher niemals englandfreundlich gewesen, und hätten England auch nichts zu danken. England habe den Krieg gewollt. Rußland hätte den Krieg niemals ohne England im Rücken gewagt. Frankreich werde früher oder später einsehen, daß es von England hinter das Licht geführt worden ist.

Französische „Kultur“.

Die „Hamb. Nachr.“ veröffentlicht folgenden Brief einer französischen Firma in Bevey an ein Hamburger Haus:

„An die Firma (M.N.) in Hamburg, Herren! In Erwiderung ihres Schreibens vom 5. Oktober bemerke ich Ihnen, daß der angelegte Wechsel verweigert wird, und zwar aus folgenden Gründen: 1) will ich mit dem deutschen Bankettenpaß nicht zu tun haben! 2) bezahle ich nicht, bevor der Krieg ein Ende hat. Entschuldigen Sie oder kreieren Sie mir.“

Sofia, 28. Okt. (Ctr. Bln.)

Nach dem Blatte „Atrow“ sind die bulgarischen

Studenten, die an russischen Universitäten immatrikuliert sind, aufgefordert worden, binnen 24 Stunden Rußland zu verlassen. (V. 3.)

Lokales und Provinzielles.

* **Sadamar, 29. Okt.** Der Handelskammer zu Vimborg an der Lahn ist über Frachtermäßigungen für die Einfuhr von Mineralölen vertrauliche Mitteilung zugegangen. Nähere Auskunft erteilt die Handelskammer.

* **Sadamar, 28. Okt.** Gestern Nachmittag bewegte sich ein Prozession von Lindenhöfen kommend nach dem Herzenberg. Nach Abhaltung einer Andacht, kehrte dieselbe über Altbach-Dehrn nach ihrem Heimorte zurück.

* **Sadamar, 31. Okt.** (Schöffengerichtssitzung vom 28. Oktober 1914.) 1. Die Ehefrau des Johann L. 8. in E. hatte gegen eine polizeiliche Strafverfügung, in der sie beschuldigt war, unreine Flüssigkeiten in die Straßenrinne gegossen zu haben, Einspruch erhoben. Nach der Beweisaufnahme wurde der Einspruch als unbegründet und auf eine Geldstrafe von 2 Mark oder 1 Tag Haft, wie in der Strafverfügung festgesetzt war, anerkannt.

2. Der Korbmacher Ludwig Br. aus Bamberg war im Monat Juni cr. bei dem Korbmacher Johann Schentbecher in Niederzeugheim in Arbeit getreten. Am Tage nach dem Eintritt gab er dem Meister gegenüber an, es gefalle ihm sehr gut bei ihm, er wolle in Arbeit bleiben, der Meister solle ihm aber 2,50 Mark geben damit er sich seine Kleider und Handwerkszeuge schicken lassen könne. Nachdem der Meister seinem Wunsche entsprochen verfiel er heimlich. Er wurde wegen Betrugs zu 1 Tag Gefängnis und Tragung der Kosten verurteilt.

* **Sadamar, 30. Okt.** Herr Dr. med. Witt, der wie wir bereits gemeldet mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, ist zum Bataillonarzt befördert worden, auch wurde ihm als einer der ersten Ärzte der 21. Res. Division das goldne hess. Kreuz am hellblau-rotten Bande verliehen.

* **Sadamar, 31. Okt.** Mit dem 2. November treten folgende Personenzüge ein:

an Sadamar (nach Altentkirchen)

5.38, 10, 3, 5.29, 8.55 Uhr.

ab Sadamar (nach Vimborg)

6.17, 7.13, 11.16, 3.50, 7.40 Uhr.

Rassauische Landesbank.

Die Direktion der Rassauischen Landesbank macht bekannt, daß sie bis auf weiteres 4% Landesbankschuldverschreibungen Buchstabe Z zum Kurse von 97% provisionsfrei abkauft. Bekanntlich hatte der Börsenkurs der 3% Landesbankschuldverschreibungen bis zum Schluß der Börse 99% betragen.

Die Landesbank hat nunmehr auch den Verkauf der 5% Kriegsanleihe aufgenommen. Die Abgabe erfolgt bis auf weiteres zum Zeit-

Eingefandt.

Unter „Eingefandt“ finden Artikel Aufnahme die sachlich gehalten und von allgemeinem Interesse sind.

„Patriotischer Vortrag“, so nannte sich eine Veranstaltung, die am letzten Sonntag im Saalbau Tuschkerer, dahier stattfand. Wer Eingefandt war, verrieten leider die wenigen in der Stadt anhängenden Zettel nicht. Trotzdem fanden sich etwa 3 Dutzend Besucher ein, hauptsächlich wohl deshalb, weil der Ertrag der Kriegsfürsorge gewidmet sein sollte. Letztere Tatsache war, um es gleich von vornherein zu sagen, für den größten Teil der Besucher wohl auch ein Trost, als sie die Versammlung verließen. Es kann nur als ein Mißgriff bezeichnet werden, daß in einer Zeit, in der Denken und Empfinden eines Jeden dem Vaterlande gelten, durch Privatveranstaltungen eine kleine Gemeinde zu einem patriotischen Vortrag eingeladen wird. Will man überhaupt derartige Veranstaltungen, so stelle man sie auf eine breitere Basis, ermögliche der ganzen Bürgerschaft die Teilnahme und verleihe einige sein eigenes Können mit dem anderen; denn nur „vereinte Kraft, Gutes schafft.“ Die Veranstaltung bewies die Wichtigkeit dieses Spruches aufs Beste. Die Versammlung war anscheinend allein von Fräulein Brandach einberufen und wurde von ihr geleitet, ohne daß es gelang bei den wenigen Erschienenen eine wirklich weithervolle Stimmung zu erzeugen oder deren patriotisches Empfinden irgendwie zu erhöhen. Von den etwa 8 vor der Veranstaltung aus Zeitungen vorgelesenen Kriegsgeboten kann ruhig

warren Lippen.

Eine Weile ruhte sie hingebend an seinem Herzen. Dann entwand sie sich jäh seinen umschlingenden Armen und schritt beiseite das Haupt, während eine tiefe Glut ihre Wangen überflammete.

„Wie danke ich Dir, daß Du mir Gelegenheit gegeben hast, Dich noch einmal zu sehen“, sprach Bernhard mit bebender Stimme, indem er ihre Hände an sein Herz preßte. „Du vermagst nicht zu glauben, Anuscha, welcher Schmerz mein Herz durchwühlte, als ich vergeblich den Versuch machte, Deinen Vater zu sprechen, ihn zu bewegen, Dich als meine Gattin anzunehmen.“

„Ich weiß es“, entgegnete sie leise, „daß Du mich gelitten hast. Deshalb bin ich gekommen, um Dich zu trösten und um Dir von Deiner Abreise Lebenswohl zu sagen.“

„Nein, nein, Anuscha, ich trage die Trennung von Dir nicht! — Anuscha, Du hast mir einen Beweis Deiner Liebe gegeben, so gib mir auch einen Beweis Deines Verhagens: Folge mir! Entfliehe dem harten Zwang des väterlichen Hauses, daß Dir keine Heimat, sondern nur noch ein Kerker zu sein vermag.“

Ein freudiger Strahl blitzte in den schwarzen Augen Anuscha's auf.

„Du wolltest mich aufnehmen“, sagte sie hastig, „wenn ich als Verfluchte, als ein Entflohenes zu Dir käme?“

„Mit tausend Freuden! Komm mit mir! Ich fühle Dich in eine mir befreundete Familie; denn ich bin in dieser Welt verloren.“

wir gemeinsam in meine Heimat, die auch die Deinige werden soll. Laß uns allein, Anuscha, wir gehen.“ Worauf führte ich Dich zu meinen Freunden.“

Anuscha lächelte. „Du bist sehr rasch, mein treuer Freund“, entgegnete sie, „Aber ich danke Dir für Deine Worte, je ich gestatte Dir frei, daß ich selbst schon an eine Flucht aus meines Vaters Hause gedacht habe. Ich fühle, daß ich diesem Hause und seinen Sitten entfremdet bin. Laß Dir erzählen, wie es mir ergangen ist, seit wir uns in dem Gebirgsdorf trennten. Meine Reise ging in den ersten Tagen gut von statten. Als wir uns der Küste näherten, ward ich jedoch von einem heftigen Fieber ergriffen, ich vermochte nicht weiter zu reisen und wäre wohl gestorben, wenn ich nicht in einem christlichen Hause Aufnahme gefunden hätte.“

„In einem christlichen Hause.“

„Ja. Wir gelangten am zweiten Tage meiner Erkrankung an eine Missionsstation. Man nahm mich freundlich auf, man versorgte mich und wartete meiner, bis ich wieder gesund ward. Glückliche, friedliche Tage verlebte ich in dem Hause des Missionars und in der Gesellschaft der dort wohnenden Familien. Dort habe ich einsehen gelernt, daß wahre Sitte und wahres Glück nur in Eurem Glauben, mein lieber Freund, gefunden werden kann und fühlte mich fremdartig und abstoßend berührt, als ich in das Haus meines Vaters zurückkehren mußte, den ich durch Abduloh von meiner Erkrankung und meinem Aufenthalt benachrichtigt hatte.“

nungsturs von 97,50% zuzüglich einer Provi-
sion von 0,15%. Um spekulative Käufe der
Kriegsanleihe auszuschließen, werden diese Pa-
piere nur abgegeben, wenn sich der Käufer ei-
ner einjährigen Sperre unterwirft, das heißt,
sich verpflichtet, dieselben während dieser Zeit
nicht zu veräußern. Für die Dauer der Sperr-
zeit müssen diese Papiere bei der Landesbank
hinterlegt werden. Es werden für die gleichen
Vorzugsgebühren, wie für die Hinterlegung von
Landesbankschuldscheinen in Anrechnung
gebracht, also jährlich 30 Pfg. für je 1000
Mark. Es werden sowohl 5% Reichsschatan-
weisungen als 50% Reichsanleihen abgegeben.
Diese Maßnahme wird zweifellos vom Publi-
kum begrüßt werden.

Vermischtes.

Zur Kriegsfamilien-Unterstützung.

Einzelne Fälle haben dem preussischen Mini-
ster des Innern Veranlassung gegeben, in ei-
nem an die Oberpräsidenten gerichteten Erlasse
darauf hinzuweisen, daß die auf Grund gesetz-
licher Bestimmungen an die Familien der in den
Dienst eingetretenen Mannschaften zu zahlenden
Unterstützungen dadurch nicht unterbrochen wer-
den, daß die in den Dienst Eingetretenen als
krank oder verwundet zeitweilig in die Heimat
beurlaubt worden sind. Handelt es sich um
Kriegsteilnehmer, die nicht wieder selbsttätig
geworden sind, so unterliegt es keinem Beden-
ken, die Familienunterstützungen im Falle
des Bedürfnisses solange weiterzahlen zu lassen
bis die Kriegsteilnehmer in den Genuß einer
Militärrente treten, d. h. bis zu dem Zeitpunkte
zu welchem sie den ersten Betrag der Militär-
rente tatsächlich abheben.

In gleicher Weise sind auch den Hinterblie-
benen der im Kriege gebliebenen
oder infolge einer Verwundung oder
Kriegsdienstbeschädigung verstorbenen Personen
die Kriegs-Familienunterstützungen solange wei-
ter zu gewähren, bis die Bewilligungen auf
Grund des Militär-Hinterbliebenengesetzes tat-
sächlich zur Hebung gelangen.

Bei einer verspäteten Zahlung der Militärbe-
züge ist von einer Rückforderung der Familien-
unterstützungen abzusehen.

Man ersieht aus diesem Erlasse von neuem,
daß die Staatsverwaltung nach Kräften bestrebt
ist, die Not der durch den Krieg ihres Ernäh-
rers zeitweilig oder dauernd beraubten Familien
zu lindern. Sie kann aber nicht alles leisten,
und deshalb ist es dringend erforderlich, daß
ihre Unterstützung durch Kommunen, Verbän-
de und die private Wohltätigkeit nach wie vor
helfend zur Seite steht.

Zur Beachtung für Inhaber des Eisernen Kreuzes.

Generalleutnant z. D. Freiherr von Dindlage-
Campe in Berlin-Halensee, Westfälische Straße
61, bittet die Inhaber des Eisernen Kreuzes von

1914, ihm ihren Namen und ihre Adresse mit-
zuteilen. Er beabsichtigt, in einem künstlerisch
ausgestatteten Werke unter dem Titel „Wie
wir unser Eisern Kreuz erworben“ durch Selbst-
schilderung die Taten der Betreffenden sowie
ihre Bildnis der Nachwelt zu erhalten.

Französische Damen und deutsche Verwundete.

Wie unsere in Gefangenschaft geratene Solda-
ten in Frankreich von den „Damen“ behandelt
werden, berichtet ein aus der Gefangenschaft zu-
rückgekehrter Sanitäter dem Westfälischen Merkur.
Im Gefangenlager erhielten sie eines Tages den
Besuch mehrerer französischen Offiziere mit ihren
Damen; die letzteren wollten sich anscheinend
zum Zeitvertreib die verhafteten Deutschen anse-
hen. Die Soldaten mußten vortreten in Reih u.
Glieb, die Damen musterten sie und — beschen-
kten sie etwa nicht mit Blumen und Schokolade
sondern spuckten sie der Reihe nach an. Das
sahen den Gefangenen wahrscheinlich die aller-
neueste „Mode“ der vornehmen Damen zu sein.
Der Sanitäter fügt hinzu, sie hätten sich selbst
wundern müssen, daß sie bei solch ekelhaftem
Auftreten des „schönen Geschlechts“ kaltes Blut
bewahrt hätten. — Deutsche Damen, merkt euch
das!

Die heißgeliebte Zigarre.

Man schreibt dem „Schwäbischen Merkur“:
Einem biederen schlesischen Bergmann mußte der
Arm amputiert werden. Nach vollendeter Oper-
ation wurde er in den Saal gelegt, in dem ge-
rade frisch angekommene Zigarren verteilt wur-
den. Obgleich das Rauchen dort verboten ist,
rauchten die Leute alle, was das Zeug hielt. Wie
staunte ich aber, als ich eine Viertelstunde später
hinkomme: mein Freund mit einem Gummischlauch
im Munde, während am anderen Ende des
Schlauches eine von seinem Nachbar festgehaltene
Zigarre saß, tapfer qualmend, und (das eine
Viertelstunde nach dem Erwachen aus der Nar-
kose! Auf meine Zurechtweisung erklärte er, er
wisse was zu rauchen haben; draußen habe er
nur Kartoffelkraut und Laub geraucht. Man
dürfe ihm seine Zigarre nicht nehmen. In die-
sem Fall wurde dann ein Ausnahme gestattet,
gleichzeitig aber vorgeschrieben, daß künftig das
Rauchen bei Verlegung auf Stroh verboten sei.
Dem tapferen Raucher wurde bei gutem Ver-
halten während des Verbandwechsels erlaubt, sich
eine Viertelstunde lang mit der Bahre auf den
Hof stellen zu lassen und dort eine halbe Zigar-
re zu verarbeiten, womit er sehr zufrieden war
und, lebhaft seinen Stummel betrachtend, die
Stunde des Verbindens herbeisehnte.

Ein schönes **Ziegenlamm** gute Rasse
und **3 Str. Hen**
billig zu verkaufen. Näheres Expedition.

Die deutsche Liebeswehr.

Sie trägt nicht Schwert und Kriegerhelm
Und streitet doch im heil'gen Streit
Und ist ein ungezähltes Heer.
Die stille deutsche Liebeswehr.
Drin stehen Männer, Mädchen, Frauen
In heiliger Liebe und Vertrauen
Und strömen ihre Kräfte hin
Im Brudersinn und Schwestersinn
Sie wissen nur ein Pflichtgebot:
Zu helfen in der Krieseisnot
Und helfen aus der Seele Grund.
Sie pflegen, was da weh und wund,
Und speisen, was da hungernd geht,
Und kleiden, was da frierend fleht.
Sie trösten, was da weint und klagt,
In seinem Schmerze schier verzagt.
Sie stützen, was da haltlos wird,
Und führen, was da hilflos irrt.
Sie schaffen sorgen für das Heer,
Und nichts ist ihrer Liebe schwer.
Sie werben die da ratlos stehn,
Daß sie mit ihnen streiten gehn.
O sagt mir, wo ein Gleiches wär,
Wie unsere deutsche Liebeswehr? —
So Tag um Tag und Nacht um Nacht
Steht sie auf ihrer stillen Wacht.
Die Liebe ist ihr einziger Ruhm
Der Liebe Tat ihr Heldentum,
Und sie erkämpft im heiligen Streit
Den schönen Sieg der Menschlichkeit! —
Gott segne dich, du stilles Heer,
Dich, unsre deutsche Liebeswehr!

Reinhold Braun.

Mein Heimatal.

Dich liebliches stilles Heimatal!
So traulich, so still, mir so lieb
Durchwand'r ich am Sonntag so manchenmal
Wenn's daheim mir zu eng war und trüb.

Dein frisches, klares Forellenbächlein
Bricht murmelnd und plätschernd sich Bahn,
Das träufelt Balsam in's Herze hinein,
Und vor Lust stimm ein Liedchen ich an.

Ein Freund im stillen Tal zu Haus!
Der ladet gastlich mich ein, —
„Willkommen!“ spricht er, in meiner Klaus
Gott grüß Dich! nur immer herein.

Nun setzt sich jeder ein Pfeifchen in Brand,
Es folgt auch ein Schluck ab und zu,
Fern draußen tobt der Weltenbrand
Doch in diesem Tale wohnt Ruh.

Und nun ich von hinnen scheiden muß
Noch einmal wende den Blick
Dir stilles Tal noch einen Gruß,
Bald fehr ich zu Dir zurück.

R. Faber, Hadamar.

Das Soldatenkind.

Ruth kniet im Bettchen — vier Jahre ist sie alt.
Im weißen Hemdchen, die kleine Gestalt,

Zum Beten gefaltet die Hände fromm,
Soll beten, das Vater bald wiederkomm!

„Mutti,“ sagt Ruth, „ich glaube, heut, —
Heut hat der liebe Gott keine Zeit!“

Und mit froh-lächelnder Zuversicht
Die kleine Soldatentochter spricht:

„Der liebe Gott ist heut: nicht zu Haus,
Der ist mit unseren Soldaten aus!“

Hierzu schreibt die Einsenderin des Gebicht-
chens: „Dies Kinderwort war mir ein wirklicher
Trost an dem Tage, als mein Mann, mein Va-
ter und mein Schwager ausrückten. Vielleicht
kann es auch noch andere Mütter trösten.“

Polizeiverordnungen

betr. das Meldewesen i. Kreis Limburg.
zu haben in der Druckerei von J. W. Hörter.

**3 feine seidene
Cylinderhüte**

gebraucht aber gut erhalten billig abzugeben.
Größe 59—60. Zu erfahren in der Exped. d. Bl.

Tinte

in vorzüglicher Qualität zu haben in der
Druckerei von J. W. Hörter.

Katholische Kirche.

Sonntag, den 1. November 1914.

Allerheiligen.

7 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr
Nonnenkirche 8 Uhr. Gymnasialgottesdienst
9 Uhr. Hochamt 10 Uhr.

Nach dem Mittagsgottesdienst Allerheili-
gen-Vesper in der Totenkirche. Hierauf Einseg-
nung der Gräber.

Montag den 2. November 1914.

Allerseelen.

Gottesdienst in der Totenkirche um 9 Uhr.
Nach demselben erfolgt die Einsegnung der Grä-
ber.

Evangelische Kirche.

21. Sonntag n. Trinitatis. 25. 10. 1914.

Reformationsfest.

10 Uhr Gottesdienst in Hadamar
Beichte und Feier des hl. Abendmahles.
1/4 4 Uhr Gottesdienst in Langendernbach
Beichte und Feier des hl. Abendmahles.
Die Kirchensammlung ist für den Gustav A-
dolf-Verein bestimmt.
Mittwoch, den 20. Okt. abends 8 1/2 Uhr Kriegs-
andacht.

Fruchtmarkt zu Hadamar.

Roter Weizen 21,—, Weißer Weizen 20,50 Korn
17,—, Gerste —,—, Hafer 11,30, Butter das
Pfund 1,20, 2 Eier 18 s.

Hadamar, den 29. Oktober 1914.

Marktmeister: Wagner.

gesagt werden: etwas weniger wäre mehr be-
frier gewesen. Dagegen soll nicht verschwiegen
sein, daß die prächtige Ansprache der Frau Eng-
ert einen größeren Zuhörerkreis verdient hätte.
Auch Bürgermeister Dr. Deckers Kaiserhoch war
gut motiviert und formvollendet. Im Uebrigen
fehlte es wie an Besuchern, so an der rechten
Stimmung, deren Aufkommen aber auch der bei
nur 8 Grad Wärme ungeheizte große Saal
wahrlich nicht förderte.

Nach dem Gesagten muß im Gegensatz zu dem
Einsender des Berichtes im Limburger Anzeiger
gesagt werden, daß dieser Versuch einer patri-
otischen Veranstaltung nur dann zu einer Neuauf-
lage ermuntert, wenn die Sache etwas besser
vorbereitet und auf weitere Grundlage gestellt
wird.
Ein Mitbürger.



Markt in Sadamar

Dienstag, den 3. November Vieh- und Krammarkt. -

Wollwäsche

reinigt man am besten wie folgt: Man löst

Persil, das selbsttätige Waschmittel,

in handwarmem (35° C) Wasser auf. Dann schwenkt man die Wäsche in dieser handwarmen Lauge etwa 1/4 Stunde. Nach gutem Ausspülen drückt man sie (nicht wringen!) aus. Das Trocknen darf an nicht zu heißen Orten, auch nicht unmittelbar an der Sonne geschehen! So bleibt die Wolle locker, griffig und wird nicht filzig! Überall erhältlich, niemals lose, nur in Original-Paketen.

HENKEL & Cie., DÜSSELDORF. Auch Fabrikanten der allbeliebten **Henkel's Bleich-Soda.**

Freiwillige Gaben für die im Felde stehenden Truppen.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß für freiwillige Gaben zum besten der im Felde stehenden Truppen, Verwundeten und Kranken im Bereiche des XVIII. Armeekorps 2 Abnahmestellen in Frankfurt a. M. und zwar:

Abnahmestelle I. für Sanitätshilfsmittel (Lazarettbedarf) im Carl-tonhotel am Hauptbahnhof.

Abnahmestelle II. für Bekleidungsstücke, (Hemden, Unterhosen, Leibbinden, Strümpfe, usw.)

Nahrungsmittel (gute Konserven)

Genußmittel (Tabak, Zigarren)

in der stellvertretende Intendantur des XVIII. Armeekorps, Hedderichstraße 59 Erdgeschoß rechts.

eingerichtet worden sind, welche dem Generalkommando unterstehen.

An diese Abnahmestellen sind alle freiwilligen Gaben (nicht Geld) zu richten, gleichviel ob sie von Vereinen gesammelt oder von einzelnen Gubern gespendet werden. Gaben mit Sonderbestimmung z. B. für Angehörige einer Provinz, einer Truppengattung usw. anzunehmen ist nicht möglich. Derartigen Wünschen kann nicht entsprochen werden. Bei Zusendung von Gaben aus der Umgegend in Kisten muß Inhaltsverzeichnis aufgelegt sein, daß Gewicht einer Kiste soll 70 Kilo nicht übersteigen.

Abnahmestelle 2 freiwilliger Gaben für das XVIII. Armeekorps Commandant Robert de Neufville.

Die dicke „Bertha“.

Melodie: Als wir 1870 nach Frankreich einmarschiert.

Als wir 1914 gegen Belgien sind marschiert,
Ist die dicke, dicke Bertha immer hinter uns gezogen,
Alles blieb am Wege stehn, um die Bertha mal zu seh'n,
Alles rief und lachte laut, Bertha du bist schön gebaut.

Als die wack'ren Dreihundfünfziger auf Büttlich strömten an,
Wußte ach, sein Leben lassen, mancher tapfere junge Mann.
Da kam die Bertha angeschwenkt: „Na ihr Jungen, was ihr lauft,
Macht mir doch ein wenig Platz, ich beschau mir mal den Schatz“.

Und sie steckt ins holbe Mündchen, ein Bomböndchen rund und fein,
Wohl so etlich hundert Pfündchen macht es an Gewichte fein,
Stellte sich in Positur, brummte erst ein bißchen nur,
Macht'nen Pust und schaut und lacht, wie es drauf in Büttlich fracht.

Als die Bertha paar Bomböndchen auf die Feste hat gespußt
Hat gar bald die weiße Fahne an den Fort heraus gegußt.
Und ihr braver Kanonier, sprach zur Bertha: „Grenadier“,
Siehste wohl das gibt Respekt, wenn man's einmal hat geschmeckt.

Und die Jungen zogen weiter und sie kamen vor Namur,
Aber ach, sie fanden dorten, schon verrammelt Tor und Tür,
Doch sie klopfen feste an und die Bertha kam heran,
Machte puste, puste auf, und die Tore flogen auf.

Jetzt steht die dicke Bertha, vor Verdun und gegen Douai,
Und ihr Schatz der Kanonier, nimmt 'nen Schluck aus seiner Pail,
Und dann pustet Bertha los, auf den windigen Franzos,
Bis die roten Hosen schön, sie von hinten kann besch'n

Zieht demnächst die dicke Bertha in Paris und London ein,
Schreit der Franzmann und John Bull dann Tres bien und Very fine
Wer die Bertha hat geseh'n, kann ihr nimmer wiederstehn:
Rund und stramm und nicht zu klein, nimmt Du alles für dich ein.

Ist der Friede dann geschlossen, geht's mit Hurra nach Berlin,
Und mit uns'rer dicken Bertha wir zum Kaiser Wilhelm zieh'n,
Wilhelm spricht zu ihr vergnügt: „Eulste wohl wir han gesiegt,
Macht das Maul noch einer groß, zieh, wir beide wieder los“.

Arbeitsbücher

zu haben in der Druckerei
des Sadamarer Anzeigers
J. W. Hörter.

Rassauische Landesbank.



Der Verkauf von 4% Schuldverschreibungen der Nassauischen Landesbank Buchstabe Z erfolgt bis auf weiteres zum Kurse von 97 1/2% provisionsfrei. Ferner geben wir an unseren Kassen 50% Deutsche Reichsanleihen (Kriegsanleihen) zum Verkaufsfuß von 97.500/0 zuzüglich einer Provision von 0,150/0 ab, wenn sich der Käufer einer einjährigen Sperre unterwirft und während dieser Zeit die Papiere bei der Nassauischen Landesbank hinterlegt.

Wiesbaden, den 28. Oktober 1914.

Direktion der Nass. Landesbank

Im Verlage von **And. Bechtold & Comp. Wiesbaden** ist erschienen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien sowie in der Expedition des Blattes):

Nassauischer Allgemeiner Landes-Kalender

für das Jahr 1915. Redigiert von W. Wittgen. — 72 S. 4°, geb. Preis 25 Pfg.

Zur Ausnutzung der diesjährigen reichen Ernte besonders zu empfehlen

Obsteinkochbüchlein

15. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor G. Junge. Preis Mk. 1.50.

Dörrbüchlein

7. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor G. Junge. Preis Mk. 1.—.

Ferner

Feldpostkarten

mit Kriegsbildern von Maler C. J. Frankenbach.
Serie I, bestehend aus 6 versch. Bildern mit Text. Sehr erheiternd.
Preis für die Serie 15 Pfg.

Dieselben (Doppeltkarten) mit Rückantwort.
Serie 30 Pfg.

DEUTZ PATENT-NAPHTALIN- MOTOREN Neuestes Modell

arbeiten unübertroffen
billig bei mässigen Anschaffungskosten



Gasmotoren-fabrik Deutz-Göln-Deutz

Zweigniederlassung Frankfurt a. M., Taunusstr. 47



Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. * Nr. 45

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

Der Alte vom Eulennest.

Roman von Ludwig Blümde.
(Fortsetzung.)

Als der andere noch widersprach, weichte er ihn haarklein in alles ein und schloß triumphierend: „Da sehen Sie, daß dieser Mann felsenfest von der Richtigkeit meiner Ausführungen überzeugt sein muß!“

„Das muß er wohl“, meinte Buchow sehr nachdenklich und beachtete, was Blaumeier nach längerer Pause noch sagte, nur mit halbem Interesse. Ihn beschäftigten jetzt ganz andere Dinge: „Daraus ließe sich ein Strid drehen für den Alten, der doch sonst so peinlich gewissenhaft ist“, dachte er bei sich, während der Bankier sich von neuem in Eifer redete und ihm mit den in der Luft herumfuchtelnden Händen fast ins Gesicht fuhr.

„So herrschaftliches Geld hat er unterlagen, um damit zu spekulieren! Das ist stark. Was würde der Graf Lothar, der die Erbe und die Durchlaucht wohl zu jagen? Sie selbst ist verblödet und in Kinderhänden, der der Graf dürfte es nicht leicht hinnehmen, zumal da dem Martin gar nicht so recht gewogen ist. Als Bonner Student verlangte er vorher öfter Geld aus der Forstkasse. Das kam er nicht, und wenn er dem Forstförster für dich es entschieden lieber, wenn ein anderer die Forstverwaltung übernehme, dann Mann, mit dem man reden und handeln läßt, der in die alte Welt paßt.“

„Derr Blaumeier, machen Sie sich nicht weiter!“ unterbrach er diesen in fast geistlichem Ton. „Ich glaub's schon, ja, ja! Aber lassen wir das Bergwerk ruhen und reden wir von andern Sachen.“ „Gut, wenn Sie nicht wollen. Mir liegt natürlich rein gar nichts daran. Also Ihr Wort darauf, nicht wahr, daß Sie zu nichts etwas von Martins Beteiligung sprechen werden?“

„Mein Ehrenwort!“

Eine Viertelsunde später entfernte der Bankier sich wieder —

draußen lauerte Warschau bereits. Der pflegte beinahe täglich zu kommen, so daß es den Gutsleuten längst auffiel. Doch niemand konnte sich bisher erklären, was den Schwarzkünstler so häufig ins Schloß trieb.

Was würde Buchow darum gegeben haben, wenn er sich den lästigen Quälgeist für immer vom Hals hätte schaffen dürfen! Aber es schien, als habe der Mensch seinen Plan, nach Amerika auszuwandern, schon wieder aufgegeben. Natürlich wollte er auch heute seinen alten Freund nur mit einer neuen frechen Bettelei drangsalieren.

Und der mußte das ruhig über sich ergehen lassen, mußte immer noch froh sein, daß sein ehemaliger Genosse nicht noch weit unverschämtere Forderungen als Schweigelohn stellte.

Blaumeier war wieder abgereist, laut lachend, wie er gekommen war. Aber Martin wurde das Herz immer schwerer, und Lottchen

konnte es nicht verborgen bleiben, daß ihn etwas quälte und beunruhigte. Wenn sie doch nur eine Ahnung gehabt hätte, um was es sich handelte! Warum war der Vater auf einmal so furchtbar wortkarg und brummig geworden? Warum wichen die Grüblerfalten überhaupt nicht mehr von seiner Stirne, warum seufzte er bisweilen so schwer und redete ungereimtes Zeug in tiefen Gedanken vor sich hin? Als drückte ihn eine Schuld, kam es ihr vor. Und der Bankier mußte die Veranlassung zu dieser ganzen unheimlichen Veränderung gewesen sein. Daß sie doch wenigstens mit Ulrich einmal klar darüber sprechen könnte! Ja, heute wollte sie den bestimmt aufsuchen in seiner Einsamkeit.

Um die Mittagszeit

würde sie ihn ja wohl daheim treffen. Mochte der Besuch auch aufdringlich erscheinen, und sträubte sich auch manches in ihr dagegen, sie mußte es tun — des Vaters wegen. Ulrich würde aus ihm den Grund schon herausbekommen. Und kamte man diesen erst, dann müßte es ja Mittel und Wege geben, Wandel zu schaffen. So konnte das nicht weitergehen. Heute früh sagte die Kathrine, die dumme ostpreussische Marzell, sogar schon:



Der Hafen von Antwerpen: Rechts das Altertumsmuseum „Het Steen“, der Überrest der alten Burg von Antwerpen. (Mit Text.)

„Dem Herrn Oberförster muß was fehlen, er sieht ganz schmal und galt aus in Gesicht.“

Und so war's tatsächlich. Eingefallene, bleiche Waden hatte er bekommen in den letzten Tagen. Er schlief ja auch keine Nacht, als wenig und rannte herum, wie wenn ihn das böse Gewissen plagte.

Unter irgendeinem Vorwand machte Lottchen sich denn also hochklopfenden Herzens mit einem Handkörbchen am Arm gegen Mittag auf den Weg nach dem Forsthaus Tannentwiese. Ein Städtchen davor begegnete ihr Buchow, der heute bei dem herrlichen Wetter einmal zu Fuße ging. Er wollte zur Oberförsterei und schien sehr angenehm überrascht, das schöne Fräulein, das seine Gedanken gar so viel beschäftigte, hier draußen zu treffen. Doch Lottchen benahm sich noch schroffer gegen ihn als zu Hause und ließ es ihn nur zu deutlich merken, wie unerwünscht ihr dieses Zusammentreffen war. Innerlich kochte er vor Wut ob dieser Behandlung, aber er ließ das nicht merken, sondern schritt mit süßlichem Lächeln ein Stück neben ihr her und erzählte ihr allerlei Neuigkeiten, die sie wenig interessierten. Bis dicht vor die Tür des Forsthauses begleitete er sie, so peinlich ihr das auch war.

Ulrich war nicht zu Hause. Die alte Mathilde, eine Holzarbeiterswitwe, die das biblische Alter längst überschritten hatte und so recht einem verhußelten Waldweiblein glich, wie Lottchen es als Kind in ihren Märchenbüchern gesehen, begrüßte das gnädige Fräulein mit einem beinahe endlosen Wortschwall, nahm dankend entgegen, was ihr im Körbchen für ihren Haushalt mitgebracht wurde, bot dem vornehmen Besuch einen Stuhl an, verschwand für einen Augenblick, um eine neue Schürze vorzubinden und schwabte dann weiter mit ihrem zahlosen Mund: „Es ist gut, daß Sie sich einen Begleiter mitgebracht haben, gnädiges Fräulein, denn im Wald ist's wirklich nicht mehr sicher. Denken Sie nur mal an: gestern wurde schon wieder auf einen Förster geschossen, auf den jungen Wegelow, der zufällig das Revier abpatrouillierte, das unser Herr Forstassessor sonst gewöhnlich durchstreift. Wahrscheinlich wurde Wegelow für diesen gehalten. Einen Streifschuß hat er gekriegt an der rechten Schulter. Geblutet hat er stark, aber geschadet hat's nichts weiter, Gott sei Dank. Ich denke jeden Abend, sie tragen mir den jungen Herrn als Leiche ins Haus. Es ist zu unheimlich!“

„Und hat man wieder nichts ermittelt?“ fragte Lotte mit blaffen Lippen, zitternd an allen Gliedern.

„I wo! Was sollen sie ermitteln. Ich bin eine alte Frau, die schon viel erlebt hat und die Menschen kennt. Wenn ich ehelich sagen soll, wenn ich solche Morderei zutraue, dann kenne ich bloß einen.“

„Und der wäre?“

„Ich weiß nicht, ob Sie ihn schon gesehen haben, gnädiges Fräulein: den langen Kerl mit dem falschen Gesicht, den sie „Schwarzkünster“ nennen und der auch mit dem Schwarzen, dem Bösen, im Bunde steht.“

„Ah, den Menschen vom Eulennest?“

„Ganz recht, den Menschen, dem da in dem alten Spukloch, der Großvater von meinem jungen Herrn seine Hexenkünste beibringt.“

„Der alte Herr Erlernborn ist kein Hexenkünstler, liebe Mathilde. Das ist Aberwitz. Aber erzählt weiter! Wie kommt Ihr darauf, daß der Schwarzkünster es getan hat?“

„Ich habe diesen Teufelsbraten in der Johannisnacht, als ich Kamillen und Jesuwunderkraut suchte, selber hier draußen im Walde gesehen. In der Hand hatte er ein kurzes Gewehr, ich sehe den Lauf noch blißen. Und im September, als ich beim Neumond Binsen pflückte am Fluß, da schlich er wieder durch das dichteste Gebüsch. Sie haben ihn auch schon verhört. Doch so ein echter Schwarzkünster läßt sich vom Galgen los. Haben Sie schon mal etwas vom doppelten Gesicht gehört, gnädiges Fräulein? Es soll Menschen geben, die mit des Bösen Beistand zu gleicher Zeit an zwei ganz verschiedenen Orten zu sehen sind. Nun, und so einem beweise mal jemand ein Verbrechen! Der Schwarzkünster soll, als ich ihn ganz genau beobachtet, zugleich betrunken bei Vogler in der Dorfschenke gegessen haben.“

Mochte auch dummes Zeug genug bei dem Geschwätz der Alten sein, aber dem Mann vom Eulennest traute Lotte es recht wohl zu, daß er eines Mordes fähig wäre. Es fiel ihr ein, daß er Pfingsten so vorzüglich nach der Scheibe geschossen hatte, und mehr und mehr wurde es ihr zur Gewißheit, daß dieser Mensch es auf Ulrichs Leben abgesehen habe. „Du willst ihn selber scharf beobachten!“ sagte sie sich, als sie dann wieder aufbrach. „Merkwürdig, daß man ihn immer noch auf freiem Fuß läßt. Ulrich hat ihn doch gleich am ersten Abend mit Mißtrauen beobachtet.“

Kaum hatte Lottchen das Haus verlassen, da sollte sie schon wieder auf einen Herrn stoßen, der sich verpflichtet fühlte, ihr sein Geleit anzubieten: Leutnant von Thedenhaus. Der war von seiner Schwester beauftragt, auf der Oberförsterei gewesen, um ihr eine Einladung zum Sonntagnachmittag zu überbringen.

Da er sie nicht zu Hause traf, aber in Erfahrung brachte, wo er sie finden würde, schlug er den Weg nach dem Forsthaus Tannentwiese ein und hatte nun das Vergnügen, ihr zu begegnen. Doch sagte sie nicht zu, sondern erjann eine Ausrede, der Hauptgrund davon war, daß sie Ulrich den Nachmittags bei ihnen erwartete. Er beharrte lebhaft und schritt, sie nett zu unterhalten suchend, bis an den See neben ihr her, ohne indessen die gewohnte Beachtung ihrerseits zu genießen. Sie schien recht zerstreut und machte ganz den Eindruck, als quälten sie schwere Sorgen. Das gefiel dem jungen Lebemann, der an heitere Gesichter gewöhnt war, sehr wenig, darum verabschiedete er sich auch früher, als er es sonst zu tun pflegte.

Als Ulrich am Abend in sein trotz Lottchens Bemühungen recht wenig behagliches Junggesellenheim zurückkehrte, da war natürlich das erste, was seine geschwähige Haushälterin ihm mitteilte, daß das gnädige Fräulein hier gewesen wäre und allerlei schöne Sachen mitgebracht hätte. „Ist wirklich eine Seele von einem Mädchen“, fügte sie hinzu, während sie den Tisch bedeckte. „Eine Schwester könnte nicht besorgter um den Herrn Forstassessor sein. Jede andere würde den Fris geschickt haben oder die Kathrine. Aber sie macht allein den weiten Weg, trotz dem es doch jetzt im Walde ganz und gar nicht mehr geheuer ist. Das heißt, allein kam sie ja auch eigentlich nicht: der neue Finkenwerder Herr brachte sie her.“

„Was — Buchow?“ fragte Ulrich ganz erschreckt, vom Stuhl auf den er sich eben niedergelassen, emporfahrend.

„Buchow heißt er ja wohl. So ein feiner Mann mit blassem Gesicht und grauem Zylinderhut.“

„Und der war mit hier?“

„Bis an die Tür kam er mit. Dann ging er wieder. Und zurück begleitete das gnädige Fräulein, wie mir der Briefträger sagte, ein Herr Leutnant, der in China war.“

„Thedenhaus“, murmelte Ulrich, und seine hohe, weiße Stirn legte sich auf einmal in finstere Falten.

„Wissen Sie, was die Leute sagen, Herr Assessor?“ nahm die Alte wieder das Wort. „Unser gnädiges Fräulein wird nicht mehr lange bei dem Herrn Oberförster aushalten.“

„Aushalten? Weshalb denn nicht?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und wo will das gnädige Fräulein denn hin?“

„Heiraten, sagen die Leute im Dorf.“

„Frau Großklaus“, — das war Mathildes richtiger Name — „schwören Sie doch nicht albernem Zeug!“

„Ich weiß ja nicht. Aber die Leute sagen es. Der neue Herr von Finkenwerder soll mit seiner Karre alle Tage nach der Oberförsterei fahren, immer gerade, wenn der Herr Oberförster nicht da ist. Aber reden Sie man nicht drüber! Das würde dem gnädigen Fräulein am Ende peinlich sein.“

Ulrich mußte jetzt doch lachen. Buchow, dieser Halsabschneider und Bucherer, für den sollte Lottchen sich urplötzlich interessieren? So ein Unsinn! — Ein weit gefährlicherer Rivale schien ihm schon der Leutnant von Thedenhaus zu sein. Aber auch den konnte sie nicht lieb haben. Ihr Herz gehörte ja doch ihm allein, das sagten ihm doch hundert Zeichen. Sonntag wollte er sich volle Gewißheit verschaffen. Und neben würde er sie mit den beiden, besonders mit dem faßköpfigen Schlossherrn.

„Der neue Herr von Finkenwerder soll ja so sehr reich sein“, nahm die alte Mathilde wieder das Wort. „Einen Gewöhnlichen nimmt unser gnädiges Fräulein auch nicht. Reich muß er schon sein oder ein Edelmann.“

„So, so, Frau Großklaus! Wenn Sie es sagen, dann wird's schon stimmen.“

„Oder vielleicht wird's gar mal der Herr Forstassessor!“ fügte sie mit blödem Lachen hinzu. „Aber ich hab' immer gedacht, das ist mehr wie Bruder und Schwester zusammen. Sonst würde sie doch nicht so ins Haus kommen und so tun.“

Er schüttelte den Kopf, als gedankenvoll die warme Suppe hörte nicht mehr auf der Alten Gerede, kam aber von ihrer tief sinnigen Bemerkung: „wie Bruder und Schwester“ nicht mehr los. Wenn es nur das wäre!? Schwester, Freundin. — Sollte sie ihm denn eigentlich jemals Veranlassung gegeben, etwas anderes anzunehmen? Könnte sie nicht auch um ihn bangen und besorgt sein, für ihn beten, wenn er ihr als des toten Bruders bester Freund wie dieser nahe stände? Müßte sie nicht überhaupt, wenn sie einmal heiratete, auf Geld, auf viel Geld sehen? Sollte in einer reichen Partie nicht ihres Vaters geheimstes Versteck zu sein? Wie wäre es denn auch sonst möglich, daß der womöglich noch auf lange Jahre den teuren Aufenthalt seiner Gattin im Sanatorium bestritte?

Und die Jungens! — Werner einmal Offizier, die Zwillinge, diese glänzenden Schüler, auf der Universität. Dazu gehörte doch ein Vermögen.

Mit tiefem Seufzer legte Ulrich seinen Löffel nieder, noch ehe Zeller leer war, stand auf, durchmaß mit hastigen Schritten den engen Raum und sprach mehr in Gedanken: „Also heute Mittag war sie hier!“

„Ja heute Mittag. Und ich erzählte ihr, daß gestern Abend, von wieder auf einen Förster geschossen wurde. Sie traut es dem alten Schwarzkünstler auch zu. Und ich bleibe dabei, Herr Oberstassessor: der Kerl ist es!“

„Beruhigen Sie sich, Mutter, unsere Fahrt weist auf einen ganz andern. Ich hoffe, daß wir ihn bald hinter Schloß und Riegel haben. Aber lassen wir das jetzt. Deden Sie nur den Tisch ab. Ich will früh zu Bett, da ich ein paar durchwachte Nächte nachholen muß.“

„Und nicht mal das bißchen Suppe? Was ist mir das, Herr Oberstassessor? Koche ich etwa nicht nach Ihrem Geschmack?“

„Ja, ja, Mutter Großlaus, es ist gut. Bin sehr zufrieden. Aber habe heute keinen Appetit. Lassen Sie nur!“

„Merkwürdiger Mensch!“ brummte sie draußen und schüttelte nachdenklich den weißhaarigen Kopf, der fast so vertrocknet aussah wie der des alten Dieners vom Eulenneß.

Am nächsten Morgen spürte Ulrich auf dem zur Oberförsterei führenden Wege sehr genau Vottchens zierliche Fußabdrücke und die der beiden Herren. Der Gedanke, dieses seltene Mädchen doch nicht völlig durchschau zu haben, verließ ihn während des ganzen Tages nicht. Eifersucht und bange Zweifel plagten sein Herz.

Diesen Abend kehrte er nicht heim, sondern hielt sich von Andruch der Dämmerung bis nach Mitternacht am Flußufer auf, in die nach der Stadt und zwei Dörfern führenden Wege und habe einmal ganz genau zu bewachen. Der Mensch, den er dringend im Verdacht hatte, war der Schmied aus Grünforst. Sollte es diesen wegen Jagdfrevels schon öfters bestraften Wilderer heute wieder ins Revier treiben, dann müßte er nach des Förstereis Berechnung über eine der drei von hier zu übersehenden Brücken kommen.

Ein lauer Abend lag über den Wäldern. Ganz leise nur rauschte in den Wipfeln der Bäume, die Mondsilber spiegelte sich dann und wann, wenn das dünne Gewölk sich zerteilte, mit ihrem blinzelnden Silber in den sanften Wellen des gleichmäßig rauschenden Flusses, und die Welt ruhte in einem süßen Traum. Als wäre fern nicht mehr fern, als müßte man Weichenduft verspüren und der Nachtigallen schwermütig schmelzende Liebesmelodien hören, war es Ulrich zu Sinn. Und dabei stand Weihnachten vor der Tür.

Wie das dort glitzerte in dem raschelnden Schilf! In goldener Luft schienen die schwanken Halme zu wachsen. Und über die Wasserfläche glitt es schräge dahin wie ein Heer kleiner, goldiger und silberner Fischlein, die sich freudig auf der tiefdunkelblauen Luft wiegten und sich der linken Mondennacht freuten. Aber dort waren sie mit einemmal, in schmutziges Grau hüllte sich das Schilf mit seinem goldigen Wasser: eine dunkle Wolke schob sich vor den Mond.

Gerade in diesem Augenblick passierte die linke Brücke eine Gestalt, die Ulrich jedoch trotz seiner scharfen Augen nicht zu sehen vermochte. Sie kam vom Seeufer her, von der Oberförsterei, und schritt behende dem längs des Hügelzuges nach dem Eulenneß Weg führenden Pfad hinauf. Ein großer Hund begleitete sie. Jetzt erkannte der stumme Beobachter ihre Umrisse, sah auch an der Leine geführten Begleiter dicht hinter ihr.

„Eine Bauersfrau mit einer Ziege!“ redete er sich ein und achtete sie nicht weiter.

„Ach, wie täuschte er sich! Wie würde er die Augen aufgerissen haben, wenn ihm jetzt jemand gesagt hätte: „Bist du denn blind? Vottchen ist's ja doch! Lotte Martin, die du immerfort vor Augen hast und doch nicht erkennst!“

In der Tat, die späte Wanderin war keine andere als Vottchen. Ihre Sorge und Angst um den Geliebten ließ ihr keine Ruhe im Hause. Es rief mit hundert Stimmen in ihr: „Du kannst vielleicht das Unglück verhüten! Mache dich auf, beobachte den Schwarzkünstler, wenn er vom Eulenneß kommt, hindere ihn an dem gräßlichen Verbrechen!“

Und da schlich sie ganz leise aus ihrer Stube, lodte Nero heran und machte sich auf den Weg. „Du tust ein gutes Werk, du folgst der Stimme deines Gewissens“, sagte sie sich, „darum hast du nichts zu befürchten. Gott schützt dich.“ Zu den Angsteinen ihres Geistes zählte sie ja auch nicht gerade, darum dünkte sie der späte Spaziergang, zumal das Wetter so lind war, nichts so Besonderes. Eben überflutete des Mondes Silberlicht wieder den Fluß mit einem raschelnden Röhricht und den grauen Weidenbüschen zu beiden Ufern, die gelbe Sandfläche des großen, schroff abfallenden Hügels mit den spärlichen Ginsterbüschen, die Wälder mit ihrem geheimnisvollen Dunkel, die schlummernden Felder und Luren. Als sie die Höhe hinauf war, sah Lotte zur Linken über

Pappeln und Linden hinweg die Zinnen des Finkenwerder Schlosses ragen. Eine blanke Kuppel blühte hoch oben, und darüber schien ein schwarzer Vogel mit hastigem Flügelschlag zu flattern — vielleicht ein Geier. Oder sollte es nur die Fahne sein, die da andeutete, daß der hohe Herr zu Hause weilte?

Und weiter rechts erhoben sich, in Nebel gehüllt, aber doch noch erkennbar, der Galgenberg und das Eulenneß. Die Bäume des Parks, der die Villa des alten Herrn Erlenborn umgab, zerfloßen in Dunst und Dunkel. An dieser Stelle hielt sie sich wohl eine halbe Stunde auf, langsam im Bogen herumwandernd.

Jetzt bewegte sich auf dem von dort hier heranziehenden Wege etwas: ein Mann mit einer Butte auf dem Rücken war es — der Schwarzkünstler. Ganz ruhig ging Lotte weiter, Nero fest an der Leine haltend. Der würde ihr im Notfall schon Hilfe leisten. Er besaß große Kraft und scharfe Zähne.

Warschau war noch unschlüssig, ob er sich heute auf die Pirschwagen sollte oder nicht. Man paßte da drüben jetzt gewaltig auf. Aber gerade das forderte des Abenteurers Wagemut heraus, steigerte seine Verwegenheit bis zur Tollkühnheit, erfüllte seine Sinne mit einer geradezu krankhaften Jagdwut. Und der Mann, in dem ihm ein so erbitterter Widersacher erwachsen war, der sollte daran glauben, den wollte er um jeden Preis unschädlich machen, lieber heute als morgen. Und so leicht würde ihn, den schlauen Schwarzkünstler, kein Richter überführen. Oh, er verstand es, den Verdacht von sich auf andere abzulenken. Daß man den Dorfschmied für den Täter hielt, das hatte dieser ihm nur allein zu verdanken, ihm und seinen Listen.

„Willst auf jeden Fall einmal spionieren, wo der Assessor steht, ob er daheim ist oder draußen. Vielleicht kannst du ihn vor seiner Haustür fangen.“ Den Entschluß faßte er jetzt, als er der Grenze des fürstlichen Forstgebiets näher kam. Da sah er die Frauensperson mit dem Hund. „Zum Teufel! Was hat denn das Weib noch vor?“ brummte er ärgerlich und stützte einen Augenblick. „Sollte die hier Mondscheinpromenaden machen?“

Als sähe sie ihn gar nicht, schritt Lotte an dem unheimlichen Gesellen vorüber, ganz langsam, um zu beweisen, daß sie keine Furcht habe. Wohl hundert Schritte ging sie noch, dann machte sie kehrt und wanderte hinter Warschau drein. Der blieb mehrmals stehen, schaute sich um nach ihr, murmelte Flüche vor sich hin und schöpfte Verdacht, daß Fräulein Martin semetwegen zu so später Stunde gerade hier spaziere. Daß sie es war, verriet ihm der Hund, den er sehr genau kannte. Unter diesen Umständen gab er für heute sein Verhaben auf und kehrte ärgerlich auf dem nächsten Wege heim in seine Spelunke.

Natürlich sah Ulrich den Schwarzkünstler ebenfalls und beobachtete ihn sehr genau, denn auf der engeren Liste der Verdächtigen stand er ja auch.

Dort tauchte nun wieder die Frauengestalt mit der Ziege auf. Aber nein — eine Ziege? Ein großer Hund mußte es sein. Merkwürdig. Sie schritt nun nicht mehr langsam und bedächtig, sondern ziemlich schnell, fast als wollte sie den Mann mit der Butte einholen. An der linken Brücke blieb sie stehen, schaute nach der Stadtrichtung, eine ganze Weile, und überschritt dann den Fluß.

Ulrich wurde nachdenklich: eine große, schlanke, gewandte Figur. Als sie so behende zurückkam, wurde er sofort an Lotte erinnert, an die er vorhin auch nicht im entferntesten gedacht. Sollte sie es wirklich gewesen sein? Aber unmöglich! Nein, nein. Doch der Oberförsterei müßte die eigentümliche Gestalt zufireben. Seltsam, höchst seltsam!

„Du mußt dir Gewißheit verschaffen!“ sagte er nach einigem Besinnen. „Mußt ihr folgen, dir einmal ihre Fußspur ansehen.“ Ganz vorsichtig, um nicht etwa von jemand, der jenseits des Flusses näher schliche, bemerkt zu werden, verließ er seinen Standort und befand sich bald an jener Brücke. Zu sehen war nichts mehr, doch Fußspuren befanden sich in dem weichen, moorigen Boden genug. An geeigneter Stelle zog er seine elektrische Taschenlampe hervor und beleuchtete flüchtig deren eine. „Himmel, es ist Lotte gewesen!“ rief er da aus, denn sofort erkannte er den Abdruck ihres schmalen, zierlichen Fußes. „Aber wie ist das denkbar? Das Mädchen wird doch zu dieser Zeit nicht allein spazieren gehen? Und wo mag sie gewesen sein? Am Eulenneß oder im Finkenwerder? Sollte sie Zuchow noch etwas zu bestellen gehabt haben? Das kann ich mir nicht denken. Zuchow — was sagte Mathilde?“ Das Herz pochte ihm auf einmal in wilden Schlägen, und das Blut jagte ihm durch die Adern, daß es ihm siedendheiß zu Kopfe stieg: „Wenn sie ein Stelldichein mit diesem Lumpen gehabt hätte — wenn doch etwas Wahres dahinter steckte, wenn du schändlich betrogen wärest!“

Es war ihm nicht möglich, länger an derselben Stelle stehen zu bleiben. Im Sturmschritt rannte er davon, nicht nach Hause, sondern ziellos darauf los, durch Busch und Dorn. Aber dann wurde es ruhiger in ihm, und über sich selber lachend sagte er:

„Sie hat Kopfschmerz gehabt und ist darum noch spazieren gegangen. Was ist denn dabei in dem milden Wetter? Du bist unklug und rein närrisch in deiner Eifersucht! Lotte denkt über Zuchow genau



Die Kathedrale von Antwerpen. (Mit Text.)

wie du und ihr Vater. Was wird sie dich auslachen, wenn du ihr verrätst, welche unsinnigen Gedanken dich eben geplagt haben! Daß es doch nur erst Sonntag wäre!“

Ja, daß es erst Sonntag wäre! Noch nie in ihrem Leben hatte auch Lottchen diesen Tag so sehnsüchtig herbeigesehnt, wie gerade in dieser Woche. Und nun war's Sonnabend. Rutscher fuhr mit dem grünen Wagen nach der Stadt, um das „Kroppzeug“, die beiden kleinen Mädels, zu holen. Die pflegten wenigstens etwas frohe Laune ins Haus zu bringen, wenn sie auch nicht so ein Leben machten wie ihre wilden drei Brüder.

Nach zwei Stunden fuhr das leichte Korbwägelchen mit Fritz auf dem Bod wieder auf den Hof. Doch zu des Oberförsters und Lottes nicht geringer Verwunderung saßen die Mädchen nicht drinnen. Was bedeutete das? Da hielt der Bursche einen Brief in der Hand, band die Leine um die Armlehne und eilte mit ernstem Gesicht ins Haus.

Herr und Fräulein kamen ihm auf dem Flur schon entgegen und fragten wie aus einem Munde: „Was ist passiert?“

„Ach Gott,“ antwortete er verlegen, „die Kinder sind ein bißchen krank. Sie sollen alle liegen an den Masseln, die ganzen Gören. Fräulein Köder schickt hier diesen Brief.“

Martin riß den Umschlag in nervöser Hast auf und las auf einer goldumrandeten Karte von seiner Stiefschwester Amalie folgende Zeilen:

„Ihr Lieben! Erschreckt nur nicht, daß die Kinder heute nicht mitkommen. Sie haben beide die Masern, die zurzeit hier verbreitet sind. Es ist wirklich nicht schlimm. Aber ich wäre trotzdem sehr froh, wenn Du, liebes Lottchen, auf ein paar Tage

herüberkommen könntest, um mich in der Pflege zu unterstützen. Es wird mir allein zu schwer, die Kinder im Bett zu halten. Muß morgen auch zu Professor Semmlers zum Tee. Also komm, bitte, und macht Euch weiter keine Sorgen! Mit herzlichen Grüßen Tante Male.“

„Auch das noch!“ seufzte Martin. „Hätte mich gerade heute so besonders auf das Kroppzeug gefreut. Das bringt einen mal auf andere Gedanken.“

„Ich werde sofort fahren, Väterchen!“ rief Lotte aus, im Augenblick nur von der Sorge um die Schwestern erfüllt. „Aber den Masern könnte sonst am Ende Schlimmeres entstehen. Können Kinder nicht das Augenlicht verlieren, wenn sie zu früh ins Helle kommen?“

„Ja, fahre nur. Ich komme morgen auch mal rüber. Wird mir allein zu öde hier.“

Und Lottchen fuhr, nachdem sie das Notwendigste besorgt und angeordnet hatte.

Als Ulrich dann am nächsten Tage seine neue Uniform angelegt hatte und sich gerade aufmachte, um nach der Oberförsterei zu spazieren — früh am Nachmittag schon, um mit Lotte womöglich reden zu können, während ihr Vater noch Mittagsruhe hielt —, da fuhr ihm der Martinsche Jagdwagen mit den beiden Goldfächsen entgegen, und der Oberförster teilte ihm kurz mit, daß er zur Stadt müsse, wo die kleinen Mädchen krank lägen. Seine „Große“ sei schon gestern gefahren.

Ulrich tat einen tiefen Seufzer, machte ein verzweifelltes Gesicht, wünschte gute Besserung, ließ schön grüßen, sah dem dann da, als könne er sich gar



Generalleutnant Steinmetz.

Leiter der Beschießung von Lüttich, Rammen und Mauberge, fiel auf dem Felde der Ehre.

Wagen eine Weile nach und stand nicht lassen. Also mit der Sonntagsfreude war es nichts. Was er sich so herrlich ausgemalt, was ihm in so greifbarer Nähe zu liegen schien, sollte ihm nicht beschieden sein. Grausame Schicksalstüde!

Da es mit den Masern doch ernstlicher war, als man anfänglich geglaubt, so blieb Lottchen mehrere Wochen — mit Unterbrechungen freilich — bei Tante Male, um ihre kleinen Schwestern mit mütterlicher Sorgfalt zu versorgen. Sie fieberten starr, klagten Tag und Nacht über beständigen Durst und Kopfschmerz und waren mit den roten Flecken und Pünktchen im Gesicht und auf dem ganzen Körper kaum noch zu erkennen. Traurige Weihnachtsferien sollten das werden für sie und für die ganze Familie.

Heinrich Bäder-Zintemwärdner, 15 Jahre alt, jüngster deutscher Marinejunge.

zu erkennen. Traurige Weihnachtsferien sollten das werden für sie und für die ganze Familie.

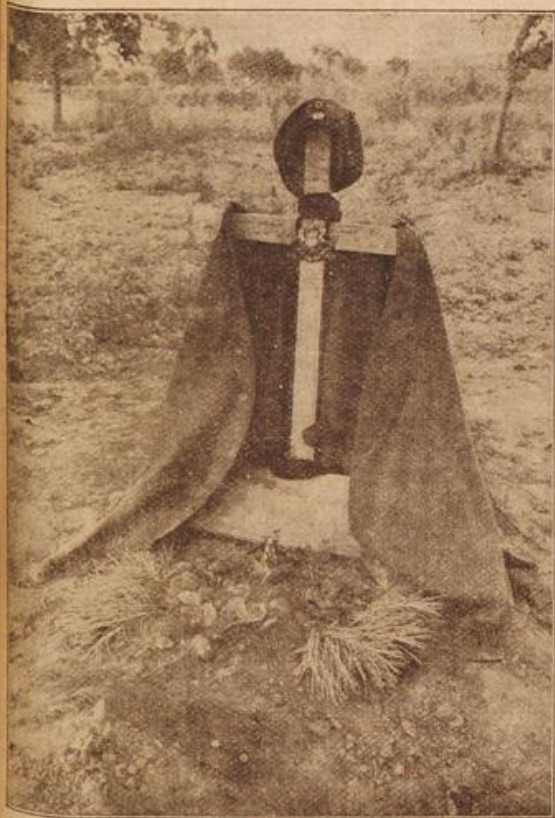
Die drei Brüder kamen in den nächsten Tagen, saßen schwermütig drinnen oder begleiteten Ulrich auf seinen Reviergängen



Kriegsgefangene feindliche Offiziere, die in die Feste Zülpich gebracht werden. Vorn Schotten und Engländer, hinter ihnen Belgier, zum Schluß Franzosen. — Fot. Ernst Eider.

Ein Stahlpfeil. (Mit Text.)

Über das übermütige Lachen schienen sie ganz verlernt zu haben. Ein Wunder: den Vater sahen sie immer nur mit bekümmelter Miene und in einer gar schrecklichen Laune, der Freund, der in den Herbstferien so lustigseinkommte, schien ebenfalls von einer schweren Sorge bedrückt, Lotte und das Kropfzeug nicht da, von Mutter aus dem Sanatorium durchaus keine erfreulichen Nachrichten — graues Glend ringsum. — Wer mochte da lachen und fröhlich sein! Kam die größere Schwester auch einmal herüber aus der Stadt, um in der



Ehrengab zweier bahr. Offiziere an der lothr. Grenze.

(Mit Text.)

Wirtschaft, die jetzt eine ältere Försterswitwe versah, nach dem Rechten zu sehen, so währte ihr Besuch doch immer nur wenige Stunden. Für Lotte war es aber doch ein Trost, daß die Brüder, besonders Werner, Ulrich jetzt auch abends vielfach begleiteten. Da brauchte sie nicht so in kändiger Sorge um ihn zu schweben. Was sie am meisten bedrückte, war des Vaters verändertes Aussehen und Benehmen. Darüber machte sie sich ernste Gedanken.

4.

Was Buchow sofort geplant, als Blaumeier ihm des Oberförsters Spekulation mit herrschaftlichen Geldern anvertraute, das hatte er jetzt zur Ausführung gebracht: Diese Tage war er

in Berlin gewesen. Ein ihm früher gut befreundeter Stallmeister, der zu dem nicht gerade gut beleumundeten Grafen Lothar von Sonnenfeld in mancherlei Beziehungen stand, wollte diesen zu beweisen suchen, eine Untersuchung anzuleiten und den Defraudanten zur Rechenschaft zu ziehen. Daß der Herr von Sonnenfeld der Angeber gewesen sei, sollte niemals herauskommen. So konnte Buchow denn auf den Verlauf der Angelegenheit gespannt sein. Schlecht würde es dem Oberförster er-

gehen, davon war er überzeugt. Und seine stolze Tochter dürfte für die vornehmen jungen Kavaliere, die sie ihm jetzt noch vorzog, auch wesentlich an Interesse verlieren. Wenn Martins mal erst das Messer an der Kehle fühlten, dann urteilten sie wohl anders über den reichen Nachbarn, den sie heute nicht für voll ansahen. Vielleicht bettelten sie noch einmal um seine Gnade, vielleicht sähe das eitle Prinzchen noch einmal in einer ehelichen Verbindung mit dem ehemaligen Pferdehändler ihr höchstes Glück auf Erden. Bald würde das Unwetter über den Oberförster mit vernichtender Gewalt hereinbrechen. Und das war ein köstlicher Gedanke für diese erbärmliche Schurkenseele. —

Am dritten Weihnachtstage traf auf der Oberförsterei ein Brief von Martins altem Freund, dem Fürstlich Sonnenfeldschen Rentmeister Schlehndorn, ein. —

„Nanu, was will denn der?“ fragte der alte Herr sich über rascht, während er hastig den Umschlag öffnete, „erschrieb doch erst vor ein paar Tagen und wünschte uns ein frohes Fest und gute Gesundheit, wie seit dreißig Jahren.“ —



Ambau des serbischen Königspalastes in Belgrad nach der Beschädigung der Hauptstadt von Semlin aus.

Seinen goldenen Klemmer auf die Nase setzend und sich in einen Sessel niederlassend, begann der Oberförster zu lesen. Doch schon nach wenigen Sekunden wurde sein faltiges Gesicht wachsbleich und das Papier entglitt den zitternden Händen.



Blick auf die Hauptstadt Tbingtau. (Mit Text.)

„Was ist das? Blaumeier — Gott im hohen Himmel!“ leuchte er, den Brief wieder hastig aufhebend und die Lektüre fortsetzend. Es tanzte und flimmerte ihm von blutroten Punkten vor den Augen, er konnte nicht zusammenhängend lesen, nur einzelne Worte. Und das waren entsetzliche Worte von vernichtender Kraft. Der kalte Angstschweiß brach ihm aus allen Poren, er froh am ganzen Körper, wollte sich erheben und sank kraftlos zurück. Noch einmal von vorne fing er an, sich mit aller Kraft zusammenfassend, um den Sinn der Zeilen klar zu verstehen:

Mein lieber, alter Freund! Du wirst überrascht sein, heute schon wieder einen Brief von mir zu erhalten. Leider kann dich der Inhalt nicht erfreuen, wird dich vielmehr in Arger und Aufregung versetzen. Dennoch muß ich dir schreiben, damit du nicht unvorbereitet und wohl gewappnet bist, wenn dir die nächsten Tage recht unerfreuliche Dinge bringen sollten. Also kurz: Unsern jungen Grafen Lothar haben gemeine Menschen in der niederträchtigsten Weise gegen dich aufgehetzt, indem sie ihn zu überzeugen suchten, du hättest Gelder aus der Forstkasse veruntreut, um sie in Verbindung mit dem hiesigen Bankier Blaumeier zu gewagten Spekulationen zu benutzen. Der Graf ist leicht zu beschwätzen, wie du weißt, und uns Alten ist er längst nicht gewogen. Kommt er ans Ruder, dann werden wir wohl bald abgedankt werden. Er befindet sich ob dieses schmutzigen Weiberfläschens in größter Aufregung und würde schon geknien mit dem Notar Lewin zu einer großen Klassenrevision per Auto nach Hirschforst abgefahren sein, wenn ihn gesellschaftliche Verpflichtungen nicht zurückhielten. Anfang Januar kommt er aber ganz bestimmt. Ich habe nach Kräften versucht, ihm das Unsinnsge der Beschuldigungen auseinanderzusetzen. Er traut mir jedoch, scheint es, auch nicht mehr. Solch ein Mißtrauen muß uns beide, die wir im Dienst unserer Fürstin ergraut sind, sehr schmerzlich berühren. Doch wir wissen, daß wir vom rechten Wege niemals einen fingerbreit abwichen, darum mögen sie über uns herziehen, so viel sie wollen. Unser Gewissen und unsere Ehre bleibt rein, das ist die Hauptsache. Mache dich also auf die Revision gefaßt, lieber alter Kumpan, und gehe den Ehrabschneidern gehörig zu Leibe. Gib mir doch bald Nachricht, wie die ganze Sache zusammenhängt. Den Namen Blaumeier las ich unter mehreren andern auf einer Ansichtskarte, die Du mir aus Teplitz schicktest. Handelte es sich um den Bankier? Kennst Du diesen Mann überhaupt genauer? Er hat seinen guten Ruf eingebüßt und steht vor dem Konkurs. Also rege Dich nicht zu sehr auf, lieber Freund, und schreibe mir bald. Du wirst einsehen, daß ich Dir diesen Arger nicht ersparen durfte.

In alter Treue, mit den besten Grüßen an Dich und die Deinen,
Dein Wilhelm Schlehdorn.

„Das kann ja doch Blaumeier selber nur verraten haben!“ stöhnte Martin jetzt, erhob sich mühsam, schaute zufällig in den großen Spiegel und erschrak über sein verändertes Aussehen, als sähe er einen Geist. „Vor dem Konkurs? Seinen guten Ruf eingebüßt? Wenn du betrogen wärest!“

Wie ein vom Wetterstrahl gefällter Eichbaum brach der starke Mann zusammen und lag wohl eine halbe Stunde einem Toten gleich auf dem Sofa. Das Herz schien stillzustehen, ein Schlaganfall schien seinem Leben ein Ende bereitet zu haben. Doch allmählich atmete die gewaltige Brust wieder, die Gedanken sammelten sich, das klare, fürchterliche Bewußtsein kehrte zurück.

„Hier gilt es handeln! Deine Ehre, dein alles steht auf dem Spiel. Gewißheit mußt du dir verschaffen!“ Damit raffte er sich empor, wandte an seinen Schreibtisch und schrieb einen Eilbrief an Blaumeier, ihm genau auseinanderlegend, was bevorstand, ihn beschwörend, ihm umgehend die zwanzigtausend Mark zurückzugeben.

Und nun brachen Stunden der Höllequal, endlos lange Stunden an für den verzweifeltsten Mann. Was sollte werden, wenn Blaumeier ihn im Stiche ließe? Woher könnte er sonst das Geld beschaffen in den paar Tagen? Ach, wenn die alte Durchlaucht noch jünger gewesen wäre und mit sich hätte reden können, dann brauchte er sich keine Sorgen zu machen! Die würde volles Verständnis gehabt haben und nichts Unehrenhaftes in dem Geschehen erblicken. Aber der Kessie, dieser Graf Lothar? —

Jetzt mußte Blaumeier den Eilbrief erhalten haben. Warum traf noch kein Telegramm von ihm ein? Martin wartete und wartete. Die Minuten wurden ihm zu Ewigkeiten, er wußte nicht, wie er die marternde Zeit verschleichen sollte. Es wurde Abend, und der Postbote erschien nicht. Auch der nächste Tag verstrich, ohne daß Bescheid von Blaumeier kam. Ein an ihn abgesandtes Telegramm mit Rückantwort brachte der Briefträger als unbestellbar zurück. — O, da wußte Martin genug.

„Du bist verloren! Der Schurke hat dich betrogen!“ leuchte er, und vor seinen Augen toste es heran wie brandende Wogen von blutigem Rot, unter seinen Füßen wandte der Boden, er

sah sich auf steuerlosem Schiff, das dahintrief ins sichere Verderben. Verloren — verloren!

Als ein Betrüger wirst du dastehen: Herrschaftliche Gelder veruntreut. — Es ist nun einmal nichts daran zu drehen und zu deuten. — Der alte Martin wird ins Gefängnis gesteckt werden. Seine Söhne werden erröten noch in späten Zeiten, wenn von ihrem Vater die Rede sein wird. — Unvertrautes Gut unterschlagen! Was sind da alle Entschuldigungsgründe? Welcher Spitzbube wußte nicht etwas zu seiner Entlastung anzuführen?

Gehe hin, poche an die Türen deiner Freunde und Bekannten. Bage das Letzte, laß kein Mittel unversucht, knie im Staube und bittle um ihre Hilfe, um ihr Erbarmen. Dann hast du alles getan. Umsonst wird es sein, ganz bestimmt umsonst, aber — du hast es versucht. Und dann gibt es nur noch den einen Weg — den einzigen zu einer kläglichen Ehrenrettung, die es dir wenigstens erspart, sehend und hörend Schimpf und Schande über dich ergehen zu lassen — den Weg ins ewige Dunkel: die erlösende Kugel.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der flucht.

Skizze aus dem Weltbrand. Von Alb. G. Krueger.

(Nachdruck verboten.)

„Da ist sie, die Abeltäterin“, rief lachend der Zahnarzt Westphal, und hielt eine blaue Hofe empor. „Beinahe hat sie mir eine Kugel wegen Spionage eingetragen. Nun will ich sie aber auch nicht mehr tragen, sondern zum Andenken daran aufheben!“

„Wie das?“

„Erzählen — erzählen!“ tönte es rings in dem Freundeskreis.

„Mal los, Doktor! Keine Müdigkeit vorschützen! — Erzählen!“

Sorgsam legte Westphal die dem Koffer entnommene Hofe wieder zusammen, widelte sie in Papier und barg sie in seiner Kommode. Dann warf er sich in einen Sessel, brannte eine Zigarette an und erzählte:

„Eja! — Das war wirklich 'ne dolle Sache, die leicht böse hätte enden können. Na, Gott verläßt aber keinen Deutschen. Und so bin ich denn — allerdings auf Umwegen — glücklich nach der alten Heimat gelangt!“

Wie ihr ja wißt, bin ich bereits seit fünfundsiebenzig Jahren in Helsingfors ansässig und selbstredend auch naturalisiert. Just um die Zeit des Kriegausbruches nun war ich genötigt, in einer dringlichen Privatangelegenheit nach Deutschland zu reisen. Das war aber leichter gedacht, als getan. Schon vom 30. Juli war jeder Schiffsverkehr von Helsingfors aus untersagt, da ein Extrablatt die alle Offiziere völlig verstörende Nachricht gebracht hatte, daß ein deutsches Expeditionskorps von 140 000 Mann bei Genua an der finnischen Küste landen würde. Um die Angst noch größer werden zu lassen, teilte das Extrablatt einer Helsingforser Zeitung am 1. August dann noch die deutsche Kriegserklärung mit. Und jetzt war die Bestürzung grenzenlos.

Ich begab mich also zum Bahnhof, um irgendeine Reisemöglichkeit auszukümmeln, da ich unbedingt fort mußte. Eine unabschätzbare Menschenmenge umlagerte das Stationsgebäude. Viele russische Reservisten waren angelangt, welche die Nachricht von dem Kriege völlig niederschmetterte. „Also doch!“ „Gott schütze uns!“ und dergleichen ertönte es von allen Seiten. Dann aber ließ die Frage: „Wo sind die deutschen Kriegsschiffe?“ alles andere in den Hintergrund treten. Kein bißchen Mut, nicht die geringste Begeisterung zeigte sich, nichts — nichts! Wie eine Beerdigungsstimmung lag es auf der Menge.

Nach vielem vergeblichem Laufen und Fragen konnte ich endlich in Erfahrung bringen, daß wegen der Truppensammelnbeziehungen in Finnland täglich nur ein Zug nach dem Norden für Zivil abgelassen werden würde.

Der Andrang zu diesem Zuge war geradezu entsetzlich. Nur mit vieler Mühe und tüchtigem Watschisch konnte ich hinten herum eine Fahrkarte erhalten, und zu meinem Erstaunen mußte ich auch noch bemerken, wie ich sowohl, als auch drei andere Deutsche, die sich mir angeschlossen hatten, argwöhnisch von den russischen Offizieren beobachtet wurden. Wir hatten Karten zweiter Klasse, gerieten aber, wie das in der Eile gehen kann, in ein Abteil dritter Klasse, das nach uns noch von einem schwedischen Offizier der Heilsarmee und verschiedenen russischen Soldaten — beiläufig Dredschweinen erster Klasse — die eine schwere Kiste bewachten, gestürmt wurde.

Der Zug ging ohne große Verspätung ab. Aber wenn wir nun geglaubt hatten, aus dem Größten heraus zu sein, so täuschten wir uns gräßlich. Unterwegs hatte ich, was sich hinterher als eine große Dummheit herausstellte, für mich und meine drei Begleiter Betten in Seinäjoki bestellt. Und dies Telegramm verschärfte nun noch die Aufmerksamkeit der den Zug begleitenden russischen Offiziere. Einer von ihnen, dem zwei Kerle mit auf-

gepflanztem Bajonett folgten, trat plötzlich an uns heran und verlangte brüsk unsere Pässe.

Wir, der ich schon seit 1889 finnischer Untertan war, konnte er nichts anhaben. Aber die Pässe meiner in Deutschland militärisch wichtigen Begleiter entlockten ihm einen Triumphruf. Sie erhellten ihre Pässe nicht zurück, waren im Nu verhaftet und wurden mit einer Anzahl deutscher und österreichischer Leidensgefährten vorläufig in einen auf dem Nebengeleis stehenden, scharf bewachten Wagen gebracht. Jedenfalls sollten sie später irgendwo eingekerkert werden. Ich will nur gleich vorausnehmen, daß es ihnen später doch noch gelang, zu entweichen und sich auf schwedisches Gebiet zu retten. Jetzt dürften sie wohl schon längst bei ihrem Regiment stehen.



Wo ist der Tourist geblieben?

In gedrückter Stimmung trennten wir uns, und ich suchte mein Hotel auf, da der nächste Zug erst anderen Tags weiter ging. Kaum war ich daselbst angelangt, als mich erneut ein russischer Offizier stellte und sogleich anfuhr:

„Für wen haben Sie bestellt Betten?“

„Für vier Personen!“ antwortete ich diplomatisch.

„Sie haben bestellt für die deutsche Soldaten!“

„Nun, dürfen die Deutschen nicht schlafen?“

Diese unerwartete Antwort brachte den russischen Flegel aus dem Konzept. Wütend knurrte er:

„Werden schlafen da draußen!“

Na, kurz, ich hatte mich nun einmal verdächtig gemacht und wunderte mich daher auch nicht, als ich an meiner Tür ein verächtlich asiatisches aussehendes Individuum vorfand, das auf meine Frage, was er hier suche, nur kurz: „Nitschewo!“ von sich gab. Auch in dem Speisesaal wurde ich angelegentlich beobachtet. Da ich aber das Hotel von früher her genau kannte, gelang es mir, über dem Boden meinen Wagen zu entweichen. Gemächlich meine Zigarette rauchend, fürchtete ich mich, unter Umgehung des Stationsgebäudes, langsam an den Wagen mit meinen neuen Freunden heran. Sofort bedrohte mich aber auch schon die Schildwache mit dem Bajonett. Die Sintflut russischer Flüche überfiel, die ich ihr an den Kopf schlenkerte, erschreckte sie so, daß das Bajonett außer Aktion trat und sie sogar um Verzeihung bat. Eine kleine, tröstende Unterhaltung mit meinen Landsleuten konnte also doch noch stattfinden.

Harmlos schlenderte ich hernach zu meinem Hotel zurück, wo die Schildwache bei meinem Anblick vor Schreck fast auf den Rücken fiel. Ich glaube, der Kerl hat mich für den Satan selber gehalten, da es mir gelungen war, trotz seines Aufpassens davon zu gehen. Am anderen Morgen fuhr der Zug nach Aleaborg weiter. Nach und nach wurde mir unterwegs auch der Grund meiner strengen Überwachung einigermaßen klar. Als Förderer der finnischen Bewegung und Vertrauensmann des Deutschen Flottenvereins, genoß ich in finnischen wie in deutschen Kreisen einige Berücksichtigung. Dieser Umstand hatte wahrscheinlich den Haß des Gouverneurs Seyn auf mich gelenkt. Und nun, in dieser kritischen Zeit, wollte er mir wohl eins auswichen. Genug, in Aleaborg wurde plötzlich mein Wagen mit Militär umstellt und zwei Offiziere begannen nach erneuter Besichtigung des Passes ein scharfes Verhör mit mir. Schließlich hieß es:

„Öffnen Sie Ihren Koffer!“

Dazu hatte ich aber keine Lust. „Wozu? — Warum soll ich den Koffer öffnen?“ wandte ich ein. „Ich reise nach Schweden. Dort ist Zollrevision!“

Nun erfolgte die Aufforderung nochmals, und zwar in einem so drohenden Ton, daß ich es doch für geraten hielt, den Koffer zu öffnen. Alles wurde durchwühlt. Ein kleines Lederetui flöste den Suchenden offenbar Entsetzen ein. Vielleicht dachte man an eine Höllemaschine. Es war aber nur meine Rasiermaschine... Liebenswürdig erläuterte ich den Inhalt des Kästchens und fügte verbindlich hinzu, daß ich noch Reservellings mit mir

führte. Kaum war das aber gesagt, als ich es auch schon bereute. Man denke: „Reserve!“ — „Klingen!“ Kurz, plötzlich hörte ich das Knaden eines Revolverhahns.

„Nicht nötig...“, sagte ich ruhig und brachte gelassen auch noch die Reservellings zum Vorschein.

Der Revolver sank. Sofort hob er sich aber wieder, als man nun in dem Koffer ein blaues Beinkleid entdeckte.

„Ah, die preussische Marine-Offiziersuniform!“

Ich konnte mich nicht mehr halten, sondern lachte laut in die Mündung des Revolvers hinein. Das Beinkleid gehörte zu meinem blauen Segleranzug. Ich sagte das. Ruckte mir gar nichts. Man blieb bei seinem Glauben und behauptete noch dazu, ich wäre ein deutscher Marineespion. Jetzt wurde die Sache kritisch! Allerdings konnte ich in dem Benehmen der Offiziere gegen mich eine erhöhte Achtung konstatieren. Denn in Rußland hat man vor der deutschen Marine ungeheuren Respekt. Aber was nützte das alles? Spion oder nicht, war die Frage!

Eine Weile ging die Streiterei hin und her. Endlich rief man eine Spezialität vom Hofensack, den Regimentschneider. Nachdem er die Hose eingehend besichtigt hatte, befahl man ihm, das Futter umzukrempeln, um zu sehen, welcher Name eines deutschen Schlachtschiffes dort verzeichnet sei. Natürlich fand sich nichts und ich bemerkte:

„Aber es ist doch eine ganz absurde Idee, einen schon fünf- undzwanzig Jahre in Finnland ansässigen Zahnarzt für einen deutschen Marine-Offizier zu halten!“

„Sie lügen!“ herrschte mich einer der Offiziere brutal an.

Das war mir denn doch zu stark. Eifrig sagte ich:

„Kein Kunststück, mir das hier zwischen Revolvern und Bajonetten zu sagen. Sagen Sie mir das draußen im Feld, und, bei Gott, Sie sollen auf die richtige Antwort nicht lange warten!“

„Jetzt Sie werden Finnland verlassen!“ brüllte der Gemäßigte wütend.

„Will ich auch!“

„Und Sie nicht verlassen diesen Wagen, sonst man macht mit Ihnen — bumm!“

Als der mir bekannte Polizeimeister dann noch für mich eintrat, konnte der Zug endlich weiter fahren.

Alle atmeten wir auf, als die Grenze Schwedens erreicht war. Die Begeisterung, mit der wir aufgenommen und bewirtet wurden, entschädigte reichlich für den ausgestandenen Ärger.

Nur einmal noch wurde der Frohsinn getrübt, als ein Däne unterwegs den Zug bestieg und behauptete, die Deutschen hätten Kopenhagen bombardiert. Diese Nachricht und der christliche Wunsch, Deutschland möchte in diesem Kriege zerhackt werden, wie ein Beefsteak, hätte dem Gemütsmenschen bei einem Haor eine Tracht schwedischer Prügel eingetragen. Na, und die sind auch nicht übel!

So, da habt Ihr meine Hofengeschichte. Nun bin ich hier und wünsche von Herzen, unsere blauen Zungen möchten den Russen so gründlich das Leder gerben, daß diese derartige Scherze für immer vergessen!“

„Dor kannst di te verlaten!“ beruhigte den Doktor darüber sofort unser Freund, der dicke Hamburger.

Gründung beim Obstbau.

Die Gründung hat den Zweck, Pflanzen im Boden anzubauen, welche die Fähigkeit besitzen, ihren Bedarf an Stickstoff aus der atmosphärischen Luft zu entnehmen. Diese Pflanzen müssen dann in grünem Zustande untergepflügt werden. Hierhin gehören die Schmetterlingsblütler, wie Hülsenfrüchte und Kleearten.

Gründung wird sich auf schwer zugänglichen Obstbaumgrundstücken empfehlen, zu denen die Zufuhr von Mist mittels Achse schwer ausführbar ist. Auf feuchten, wasserreichen Grundstücken kann durch regelmäßige Anpflanzung von Gründungs-pflanzen der Boden wesentlich verbessert und das Feuchtigkeitsverhältnis ausgeglichen werden. Durch den starken Feuchtigkeitsverbrauch der Gründungs-pflanzen wird das überflüssige Wasser dem Boden entzogen. Hat dagegen der Boden keinen Überschuß an Feuchtigkeit, so dürfen während der Sommermonate keine Gründungs-pflanzen den Boden bedecken, da der Boden sonst unter Trockenheit zu leiden hätte. Man sät deshalb im Späthommer oder Herbst Samen von wetterharten Gründungs-pflanzen, wie der Intarnattlee. Diese Pflanzen werden dann im Mai des nächsten Jahres ungepflügt. Vor Einbringung des Samens ist eine vorhergehende Düngung mit Thomasmehl sehr vorteilhaft, damit die Pflanzen sich üppig entwickeln und eine große Düngungsmasse erzeugen können.

Durch die Gründung ist es uns möglich, einen dem Stallmist in seiner Wirkung ähnlichen Stoff auf billige Weise zu erhalten.

C. Fusch.

Unsere Bilder

Antwerpen, die größte Handels- und Seestadt Belgiens, ist zugleich dessen härteste Festung. Sie liegt an der Schelde, einem Fluß, der nach verhältnismäßig kurzem Lauf eine gewaltige Breite und Tiefe gewonnen hat und bei Antwerpen schon so stark ist, daß die größten Handelsdampfer heranfahren. So ist Antwerpen ein Binnenhafen ersten Rangs geworden und der Hauptdurchgangspunkt für den Handelsverkehr des Festlands mit andern Weltteilen und umgekehrt, in höherem Maß noch als das französische Havre und das holländische Rotterdam. Auch in Pflege der Kunst und Wissenschaft ist die Stadt hervorragend, heute noch wie ehedem, wo sie eine Heimstätte der alten flämischen Kunst war. Heute noch zeugen prächtige Bauten, alte Patrizier- und Bürgerhäuser und hervorragende Bauwesen von der Blüte dieser alten Kunst. So vor allem die schöne, überaus hohe, mächtig ausgedehnte Kathedrale und das trugliche, reich mit Zinnen versehene, feste alte Schloß „Der Steen“, das jetzt zu einem Museum der Künste und des Kunstgewerbes dient. Als fester Platz hat Antwerpen von jeher gegolten. Es hat außerordentlich viel Belagerungen schon aushalten müssen: die schwerste im Befreiungskampf der Niederlande 1576 und 1585 durch die Spanier unter dem Herzog von Parma, 1746 durch die Franzosen und gerade vor hundert Jahren, 1814, durch die Engländer. In den letzten Jahrzehnten durch den belgischen General Brialmont mit einem ausgedehnten Fortsgürtel versehen, ist Antwerpen eine der größten Festungen, welche schwer anzugreifen ist, da das Vorland durch Durchstechung von Dämmen und Öffnung von Kanälen unter Wasser gesetzt werden kann. Aber auch dieses Verteidigungsmittel nützt nichts bei den außerordentlich weittragenden deutschen Geschützen, welche wie bei Lüttich und anderen Festungen in diesem Krieg in Tätigkeit gesetzt worden sind.



München: Die größte und schönste Turnhalle Deutschlands
(des Männerturnvereins von 1879) wurde in ein Lazarett mit 170 Betten nebst Operahausdramen und Verbandsträumen umgewandelt.

Ein Stahlpfeil, wie er nach Mitteilungen in englischen Blättern zum Abwerfen aus Flugzeugen über Truppenmassen verwendet worden sein soll; die Pfeile sollen erhebliche Verletzungen verursachen.

Generalleutnant Steinmetz. Bei den Kämpfen in Nordfrankreich hat Generalleutnant Ludwig Steinmetz, getroffen von einem Schrapnellstück, das die Halsader durchschlug, als Führer einer Infanteriedivision den Heldentod gefunden. Beim Ausbruch des Krieges war er Inspekteur der 3. Fußartillerieinspektion in Köln und er hat sich bei der Eroberung der drei Festungen Lüttich, Namur und Maubeuge, deren Beschießung er leitete, so hervorragend ausgezeichnet, daß ihm der Kaiser das Eisene Kreuz verlieh. Diese so ruhmvoll verdiente Dekoration wurde auf einem Ordenskissen seinem Sarge vorangetragen.

Das Ehrengrab zweier bayerischer Offiziere an der lothringischen Grenze. Das schlichte Grab zeugt von der Liebe und Verehrung, mit der die deutschen Truppen ihre gefallenen Kameraden bestatten. Ein Kreuz mit den Namen der Gefallenen, ein Helmwappen, eine Feldmütze, ein Offiziersmantel und vor allem der kleine Gras- und Blumenschmuck beweisen, daß das prächtige deutsche Gemüt auch unter dem Grauen des Krieges nicht verflummert.

Zum Angriff der Japaner auf Mantschou. Etwas länger als fünfzehn Jahre ist die Kolonie in deutschem Besitz. In dieser Zeit ist sie entporend geblüht, hat der sprichwörtliche Bienenfleiß der deutschen Kaufleute und Ansiedler aus dem Küstenstrich um die Bucht von Mantschou eine im Handel und Wandel ständig fortschreitende, in ihren industriellen und gewerblichen Unternehmungen geradezu musterhafte Kolonie geschaffen. Die Hauptstadt Tsingtau, eine regelmäßig längs der Bucht angelegte, vollkommen deutsche Stadt, zugleich Hafenplatz und Sitz des Gouverneurs, ist eine der schönsten aller unserer Kolonialstädte; der Aufenthalt läßt die hier lebenden Deutschen fast in nichts mehr die ferne Heimat vermissen. Und dabei war Tsingtau noch im Jahre 1898 ein armseliges schmuddiges Fischerdorf! Der Handel Tsingtaus hatte die Konkurrenz der anderen Küstenplätze längst geschlagen. Kein Wunder, daß andere Nationen, und vor allem der Japs, längst neidisch herübersehen.

Allerlei

Etheliches. Sie: „Was versteht man eigentlich unter Kunstweinen?“ — Er: „Na, das Weinen der Frauen um ein neues Kleid und so weiter!“
Wnungen. „Sind denn gar keine Plätze mehr zu haben für die Premiere?“ — „Vorläufig nicht; aber vielleicht werden eine Viertelstunde nach Beginn wieder welche frei.“

Ein Anspruchs Bismarcks. In Frankreich will man von folgendem Anspruchs Bismarcks wissen, den er einem französischen Unterhändler gegenüber tat, der eine teilweise Entwaffnung der preußischen Truppen verlangte: „Ich weiß nicht, was Sie in Frankreich unter Entwaffnung

verstehen. Wir Preußen kommen in der Uniform zur Welt; wenn Sie mir also eine Entwaffnung vorschlagen, so ist das gerade, als wenn Sie mir vorschlagen, ich solle nackt in Berlin umherlaufen!“

Gemeinnütziges

Gesundheitspflege im November. Mit dem Monat November rückt der Winter immer näher. Gibt es auch noch manchen schönen Tag, so ist die Witterung im allgemeinen doch unfreundlich und kalt. Nicht selten friert und schneit es schon tüchtig. Da kann es leicht vorkommen, daß unsere Gesundheit Schaden leidet. Husten, Schnupfen, Influenza usw. sind die gewöhnlichsten Erkältungskrankheiten, die man am besten durch Schwitzkuren beseitigt. Wer im Sommer mit der Abhärtung seines Körpers begonnen und diese unentwegt fortgesetzt hat, wird natürlich von Erkältungskrankheiten weniger heimgesucht werden. Es ist daher zu empfehlen, die Abhärtung in vernünftiger Weise fortzusetzen. Eine gründliche Hautpflege durch Waschungen, Frottierungen und Bäder, sowie ausreichende Bewegung in der frischen Luft genügt dazu vollständig. Dabei ist aber auch auf die Mundpflege großes Gewicht zu legen. Mundbäder sind täglich zu nehmen, und zwar frühmorgens und nach jeder Mahlzeit. Daß die Zahnpflege dabei nicht vernachlässigt werden darf, ist selbstverständlich. Mund- und Zahnpflege ist nicht nur der Reinlichkeit wegen notwendig, sondern auch aus Gesundheitsrücksichten. Denn die Bazillen oder Erreger vieler Infektionskrankheiten finden in einem unreinen Mund ihre beste Nährstätte. Daher ist besonders bei den Kindern darauf zu achten, daß sie immer auf reinen Mund halten. Zur Erhaltung des Wohlbefindens und der Gesundheit ist in der kalten Jahreszeit auch eine

ausreichende Ernährung notwendig. Um eine Erhöhung der Körperwärme zu bewirken, ist eine fettreiche Nahrung zu bevorzugen. Daß diese vornehmlich aus Fleisch bestehen muß, ist damit nicht gesagt. Gemischte Kost ist immer am besten. Diätfehler jeder Art sind auf das peinlichste zu vermeiden, da hierdurch die Widerstandskraft des Körpers und somit die Gesundheit sehr beeinträchtigt wird. An den langen Winterabenden ist jedermann gezwungen, seine Zeit bei künstlichem Licht zu verbringen. Die Petroleumlampe ist jetzt wieder unentbehrlich. Das Licht aber hat eine sehr ungünstige Einwirkung auf die Augen, wenn es schlecht ist. Die Lampe muß immer hell und klar brennen und zu diesem Zweck hat sie eine gute Pflege nötig. Vor allen Dingen muß sie immer sauber gehalten werden, der Docht muß gut dastehen und gutes Petroleum oder Solaröl darf ihr niemals fehlen.

Je größer der Zundergehalt der Rüben und je geringer die in ihnen aufgestapelte Wassermenge, um so haltbarer pflegen Futterrüben zu sein.

Scharade.

Das Erst ist menschliches Organ,
Das andre lebt im Meer.
Das Ganze aber gibt dir dann
Den äußern Teil des Ersten an.
Julius Fald.

Logogriph.

Mit i pflanzt mich der Landwirt an.
Mit a man ruft gar manchen Mann.
Mit d bin ich an deinem Leibe,
Mit g ein Kollen ich betreibe.
Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Julisturm, Julius Sturm. — Des Logogriphs: Zell, Fels, Feld.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.